S
1177
-5-

Vermischte Gedichte

von

Herrn Ludwig Heinrich Nicolai,

Kabinetssekretar und Bibliothekar Sr. Kaiserl. Hoheit des Großfürsten aller Reußen.

Fünfter Theil.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai,
1780.

In einem Reiche Asiens lebte vor Zeiten ein König, welcher vier Söhne hatte, die er mit gleicher Zärtlichkeit liebte. Die Gesetze des Landes erlaubten ihm, einen derselben, ohne Unterschied des Alters, zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Ein Ausspruch, welcher drey seiner Kinder dem Vortheile des Einen aufopfern sollte, fiel seinem Herzen zu schwer: er entschloß sich daher, die Sache einer Art von Loose zu überlassen, an welchem jedoch ihr Verstand mehr Antheil, als der bloße Zufall, haben sollte.

Meine Söhne! sprach er einst, da sie um ihn herum versammlet waren: Einer der nützlichsten Unterrichte für einen künftigen Regenten ist ohne Zweifel dieser, seine Unterthanen, seine Länder, ja auch fremde Reiche kennen zu lernen. So ungern ich euch von mir lasse, so entschließe ich mich

dennoch, aus wahrer Liebe zu eurem Besten, und zu dem Besten meines Landes, drey Jahre lang eurer beraubet zu leben. Verwendet sie auf nützliche Reisen, wählet eure Wege, jeder nach seinem Gutdünken, durchziehet nicht nur meine, sondern auch entlegene Staaten, seyd aufmerksam auf alles, und ein jeder bringe mir das Schönste unter allen Dingen, die er sehen, und deren Erwerbung ihm frey stehen wird, mit sich zurück. Derjenige, dessen Wahl den größten Beyfall finden wird, soll mir im Reiche nachfolgen.

Nichts konnte den jungen Prinzen erwünschter seyn, als dieser Befehl. Sie traten ihre Reise mit einem desto grössern Eifer an, da von dem Erfolge derselben ihr Schicksal abhangen sollte. Sie nahmen sich jeder einen besondern Weg vor, und trafen zu Ende des dritten Jahres auf den angesetzten Tag in ihrer Vaterstadt wieder ein.

Nach den ersten Umarmungen bezeugten die jüngern Prinzen eine brennende Begierde, die mitgebrachten Schönheiten zu zeigen.

Laßt

Laßt uns, sprach der kluge Vater, in einer so wichtigen Sache nichts übereilen. Welchem von euch auch der Zepter bestimmt seyn mag, der lerne, daß einem Regenten vielleicht nichts schädlicher, daß der Wohlfahrt seines Landes nichts nachtheiliger ist, als ein blindes Eilen, seine heftigen Begierden zu erfüllen. Je feuriger sie sind, desto weniger traue er ihnen, und desto langsamer sey er, sich ihnen zu überlassen. Wenn sich das Volk aus allen Theilen des Reiches hieher versammlet haben wird, dann sollt ihr, einer nach dem andern, unsere Neugier und euer Verlangen erfüllen. Jedem von euch gebe ich zehn Tage, damit das öffentliche Urtheil zur gehörigen Reife gelangen möge. — Der Ordnung wegen verglichen sich die Prinzen unter sich, daß die jüngern zuerst mit ihren Schätzen auftreten sollten. Denn der älteste hatte sich von freyen Stücken die letzten zehn Tage ausgebethen.

So gleich ließ der König Sendschreiben an alle Städte seines Reiches ergehen, das Volk zur Anschauung so seltener und schöner

Dinge einzuladen. Der Zulauf war ungemein. Was sich nur regen konnte, Männer, Weiber, Greise, Kinder, alles wollte nach der Hauptstadt hin. Diejenigen, die zurück blieben, beneideten das Glück der Verreisenden, und baten sie, ihnen ja von allem, was sie sehen würden, recht umständlich zu schreiben. In der Hauptstadt selber hatte der König alle Anstalten gemacht, damit der häufige Zufluß von Volk keine Unordnung verursachen möchte. Er ging öfters, von seinen Söhnen begleitet, durch die Straßen der Stadt, begrüßte die Ankommenden, empfahl ihnen seine Söhne, und sein Volk den Söhnen, und bewies allen, daß er seine Unterthanen als einen Theil seiner Familie, und diese als einen Theil seines Volkes liebte.

Endlich erschien der große, der gewünschte Tag. Vor Verlangen und Unruhe brachte der jüngste Prinz die ganze vorhergehende Nacht schlaflos zu. Er wiederhohlte in Gedanken mehr als hundert mahl was er sagen und wie er alles sagen wollte. Er sah

schon

schon im Geist die Freude seines Vaters, den Beyfall des Hofes, das Erstaunen des Volkes, und seinen Sieg über seine Brüder. Frühe schon ließ er den Behälter, in welchem der Grund seiner Hoffnung verborgen war, in das angewiesene Zimmer bringen. Er ließ ihn bald in die Mitte, bald in diese, bald in jene Ecke setzen. Jeder Augenblick schien ihm eine Stunde.

Nun trat der König herein, von den übrigen Prinzen und etlichen Vertrauten begleitet. Mit zitternder Begierde, und ungeschickt aus Eile, riß der junge Prinz den Teppich von dem Behälter herab. Ein wunderschöner Vogel erschien in einem kostbaren Kefich. Ein vielfarbiger glänzender Strauß zierte seinen Kopf als eine Krone. Die Federn an seinem Halse glüheten wie Gold; bey den übrigen wechselte, nach Licht und Schatten geordnet, Hellroth mit Purpur ab. Sein langer Schweif bestand aus weißen und fleischfarbigen Federn. Seine Augen blinkten wie zwey Sterne. Seine Grösse war ungefähr die Grösse des Adlers. Seine

Stimme glich dem süßen Tone der Flöte, und ließ sich bald in schmachtenden, bald in lebhaften Melodien hören.

Die Schönheit des Thieres, sein majestätisches Ansehn, seine Wendungen, seine Lieder hielten den König und sein Gefolge eine geraume Zeit in der angenehmsten Entzückung. Endlich fragten sie den Prinzen um den Nahmen und um das Vaterland des Vogels. Ihre Unwissenheit zwang ihm ein Lächeln ab. So habt ihr, sprach er, niemahls eine Beschreibung von dem so seltenen, so gepriesenen Phönix gelesen? — Wie? ist dieß der Phönix? fielen sie ihm alle auf einmahl in die Rede. Er ist es, versetzte der Jüngling; und ich will euch nunmehr mit wenigen Worten die Natur desselben, und die Art, wie ich zu dessen Besitze gelanget bin, erklären, wenn ich euch zuvor die Ursachen, warum ich ihn so vielen andern Schönheiten vorgezogen, werde gemeldet haben.

Ich richtete meinen Weg, o König! gerade nach Aegypten, dem alten, dem ersten

Sitze aller Schönheit. Auf dieses Land hat die freygebige Natur alle Schätze ihres Reichthums ausgegossen. In diesem hat die eifersüchtige Kunst sich ihre schönsten Denkmahle gestiftet. In diesem werden die tiefesten Geheimnisse der Weisheit gleichsam als ein zurückgelegtes Kleinod verwahret. Unter so vielen Dingen, welche meiner Aufmerksamkeit täglich aufstießen, schien mir allemahl das letzte alles vorhergehende zu übertreffen. Je häufiger die Gegenstände meines Vergnügens waren, je schwerer wurde mir die Wahl. Wer nennet mir, sprach ich, die untrieglichen Kennzeichen des Schönsten? wo ist die Werkstätte, in welcher es gebildet wird? wer ist der Richter, dessen Ausspruch hier unwidersprechlich entscheidet? Die Menschen folgen in dem Beyfalle, den sie dem Schönen geben, keinem gewissen Grundsatze. Ein willkührlicher, einem jedem eigener Geschmack reißet sie dahin. Die unendliche Verschiedenheit ihrer Urtheile beweiset die Ungewißheit ihrer Gründe, und öfters scheinet es, als ob das einzige

Gesetz der Schönheit sey, gar kein Gesetz zu ertragen. Um so viel nöthiger schien es mir, mein Urtheil auf gewisse und sichere Sätze zu bauen.

Von wem haben wir die Fähigkeit das Schöne zu fühlen, den Anfang aller der süßen Empfindungen erhalten, die uns bey seinem Anschauen durchströmen? Von wem anders, als von den mütterlichen Händen der liebreichen Natur? Dieses ist das herrlichste Vorrecht des Menschen vor allen Geschöpfen, die neben ihm die Erde bewohnen, der unwidersprechlichste Beweis, daß er nicht nur, gleich andern Thieren, für die grobe Sorge seiner Erhaltung, sondern für ein edleres, für ein erhabneres Glück geschaffen ist. Sollte aber die Natur, welche eine so vortrefliche Eigenschaft in uns geleget, ihr Werk nur halb vollendet, sollte sie nicht auch am sorgfältigsten, am reichlichsten für die Uebung dieser Empfindung gesorget haben? Sollte sie ihre Herrschaft einer andern Macht überlassen haben? Sollte sie gewartet haben, bis die langsame Kunst, die zweifel-

hafte Wissenschaft unsere kalten und müßigen Herzen erhitzet hätte? O nein, mein König! So bald der neugeschaffene Mensch nur die Augen eröffnete, sog er schon an den Brüsten der Natur mit langen Zügen das Vergnügen an der Schönheit ein. Die ganze Erde, so weit sie vor ihm ausgedehnet liegt, ist mit Gegenständen dieses Vergnügens übersäet. Ja die haushälterische Natur hat noch viele ihrer Schätze in den Schooß der Berge, in den Abgrund der Meere verborgen, damit sie dem Menschen immerfort neue Schönheiten darzureichen habe, und damit er diese bey jedem Schritte desto mehr bewundere und lieb gewinne. Soll ich noch weiter gehen? und werdet ihr mir widersprechen, wenn ich behaupte, daß es wirklich keine andere Schönheit gebe, als eben das Schöne der Natur? Denn was ist die Kunst anders, als eine Nachahmung? und was ist die Wissenschaft anders, als die Erforschung der Natur? Geschicklichkeit und Verstand gab sie dem Menschen, ihrem Lieblinge, um seine Gefühle zu schärfen; aber

undank-

undankbar gebrauchet er sie, sich über seine Meisterinn zu erheben. Stolz auf seine Macht, verliebt in seine Werke, hält er diese für vollkommener, als die Werke der Natur. Er vergißt, daß er Stoff und Urbild von ihr empfangen, er vergißt, daß er nachahmet, er glaubet zu erschaffen. Und so füllet er die Erde mit seinen Werken, gleichsam als wenn er die Natur vertreiben und in seinem Eigenthume allein herrschen wollte. Sein hochmüthiger Geist, unzufrieden mit den einzelnen Schönheiten der Geschöpfe, will die Schönheit des Ganzen fassen. Er glaubet den Himmel erstiegen zu haben, und will die ewigen Grundgesetze des Schöpfers dem Geschlechte der Menschen verrathen.

Eitles Bestreben einer ohnmächtigen Kühnheit! Hauet immer den Marmor zum Helden, zum Gotte! aber wann werdet ihr den Wurm zu beleben vermögen, auf welchen ihr mit stolzem Fuße tretet? Prahlet immer mit den wenigen euch vorgezählten Wahrheiten! aber vergleichet sie mit der

Unendlichkeit der euch verborgenen Kenntnisse, ja was noch erniedrigender ist, mit der weit grössern Menge eurer Irrthümer!

Doch ist die Verblendung, die ich beseufze, nicht allgemein. Die Natur behält noch immer ihr erstes Recht auf unsre Herzen; ihre Stimme erschallet noch immer am lautesten in unserm Busen; ihre Schönheiten sind noch immer für uns die reizendsten. Saget mir, was rühret euch mehr? die Vollkommenheit eines Bildes der Venus, oder der zärtliche Blick eines schönen Auges? Was ergetzet euch lebhafter, die Berechnung des Raumes von einem Sterne zum andern, oder der Anblick eines heitern nächtlichen Himmels, an welchem der volle Mond über das unzählbare kleinere Gestirn zu herrschen scheint?

Nicht, daß ich Kunst und Wissenschaft verachte. Ich weiß, wie viel sie den Menschen über sich selbst erhöhen, wie sehr sie ihn veredeln. Darum nur habe ich sie in ihrer Geringfügigkeit vorgestellt, damit der Vorzug der Natur desto glänzender in die

Augen falle, und ich meine Wahl in ihrem Reiche desto besser rechtfertigen möge.

Von der Sonne an bis zum Staube, der in ihrem Strahle schwebet, welch eine Menge von Körpern, denen das Verdienst der Schönheit in verschiedenen Graden beygeleget ist! Für alle Kräfte unsrer Seele, für alle Arten von Empfindungen, für alle Zeiten, für alle Länder, für alle Sinne, welch ein Vorrath von Dingen, die uns Bewunderung, die uns Ehrfurcht, Liebe, Zärtlichkeit, Freude und Entzückung abnöthigen! Oeffnet nur eure Augen, öffnet nur eure Herzen der Natur! An allen Orten hat sie einen prächtigen Himmel ausgedehnet; allenthalben hat sie grünende Wiesen zwischen rieselnde Bäche gelegt, und prächtige Flüsse zwischen fruchtbare Hügel und waldige Berge geführt; überall hat sie angenehme Scenen geschaffen, die Bluhmen bemahlet, die Früchte versüßet, Luft, Wasser, Erde mit mannichfaltigen Geschöpfen bevölkert; an allen Enden der Erde hat sie ihren bezaubernden Reiz auf die Stirne des Menschen ge-

prägt. Ja, so groß ist ihr Reichthum, daß wenn alle Sterblichen ihre ganze Schönheit beständig mit gleicher Heftigkeit fühlen sollten, ihre Herzen für einen so großen Zufluß von Strömen des Vergnügens zu enge werden, und ihre Seelen unter der Macht ihrer Empfindungen erliegen würden. Weislich hat sie es angeordnet, daß nicht alle gegen eben dieselben Eigenschaften empfindlich sind. Weislich hat sie die Verschiedenheit unseres Geschmackes auf den Ueberfluß ihrer Schätze gegründet. Weislich hat sie uns so geschaffen, daß Genuß und Zeit unser Vergnügen merklich vermindern, damit die Liebe zum Wechsel, die uns eben so eigen ist als die Liebe zum Schönen, uns beständig von einem Gegenstande auf den andern locke, damit die Empfindung des Vergnügens durch den Reiz der Neuheit und der Veränderung beständig aufgefrischt werde, und keine ihrer Schönheiten verlohren gehe. Endlich hat sie sich eine letzte Macht, ein letztes Recht vorbehalten, aller Ermüdung und Erschöpfung unserer Sinne zuvorzukommen; ein

Recht,

Recht, welches sie zugleich zum Eigenthum ihrer größten Wunder, und zur schärfesten Würze unserer Freude gemacht hat: die Seltenheit. Diese treffen wir in allen den Wesen an, in deren Bildung die Natur das Schöne zu ihrem Hauptendzweck genommen zu haben scheinet. So gewiß ist ihr der allgemeine Beyfall, daß alle Völker aus allen Zeiten ihr immer den höchsten Preis zuerkannt haben, welchen sie auf Dinge, die zum Ergetzen, zum Schönen gehören, setzen konnten. Dieß ist also das untriegliche Kennzeichen, an welchem wir die Meisterstücke unterscheiden können, denen die Natur selber den Vorzug vor allen andern zugesprochen und versiegelt hat: die Seltenheit.

Wer wird nun auftreten, und meinem Phönix ein grösseres Wunder entgegen setzen? ihm, dem einzigen seiner Art auf der ganzen Erde. Nur Ein Wort füge ich hinzu, mein erstes Versprechen zu erfüllen. Der Phönix bewohnet die Einöden Arabiens. Er lebet fünf hundert Jahre. Wenn er sich seinem Ziele nahe fühlet, so bauet er sich ein

ein Nest von wohlriechendem Holze und Harze, und stirbt in solchem. Aus dem Marke seiner Gebeine entspringet ein Wurm, welcher sich zu einem neuen Phönix ausbildet. Die erste Sorge desselben ist, seinen Vater zu Grabe zu bringen. Von Myrrhen bauet er sich eine dichte Masse, und gibt ihr die Gestalt eines Eyes. Dann versuchet er seine Kräfte, ob sie hinreichend sind die Last zu tragen. Wenn er das eigentliche Gewicht gefunden, so höhlet er die Masse aus, füllet die Oeffnung mit der Leiche seines Vaters, und bedecket sie wieder mit Myrrhen. Endlich trägt er diese theure Last nach dem Tempel der Sonne zu Heliopolis. Dort verwahret er sie auf dem Altare des Gottes, und kehret alsdann wieder nach Arabien, um einst auf gleiche Weise von seinem Sohne an dieselbe Stelle gebracht zu werden. Zweymahl war nun der Phönix in der Stadt der Sonne erschienen: einmahl unter der Regierung des großen Sesostris, und einmahl zur Zeit des Amasis. Itzt erwartete man die dritte Ankunft eines Vogels, den

man allemahl mit einer Art von heiliger Ehrfurcht betrachtet. Diese Zeitung bewog mich, eine Reise nach Arabien zu unternehmen. Ich war so glücklich, am dritten Tage meines Aufenthaltes in diesen Wüsteneyen das Nest des Phönix zu entdecken, in welchem sich, neben dem Leichnam des Vaters, der neu entstandene Wurm bereits zum Vogel zu bilden anfing. Ich bemeisterte mich desselben, und bringe ihn dir, o König! mit der Ueberzeugung, daß die Natur nichts seltneres, nichts prächtigeres, nichts schöneres unter ihren Schätzen aufzuweisen habe.

Der König und alle die um ihn waren billigten mit einhelliger Stimme die Rede des Prinzen, und sahen den Vogel nunmehr mit noch weit grösserer Bewunderung an. Ein Bothe wurde fort gesandt, diese Zeitung der Königinn zu melden. Sogleich eilte sie mit dem ganzen Hofe das wunderbare Geschöpf zu sehen. Der Nahme des Vogels lief in einem Augenblicke durch den Mund der ganzen Stadt. Wer will dem Prinzen,

hieß

hieß es, die Krone streitig machen? Was kann man schöneres, was kann man seltneres erdenken, als den Phönix? — Wie schön! war der erste Ausruf des ganzen Hofes. Welche Farben! welche Wendungen! Hundert Fragen geschahen auf einmahl an den Prinzen. Nach und nach wurde die Bewunderung stiller, und endlich fing man an sich in die Ohren zu flüstern. Er ist schön, sagte man, er ist wunderschön; aber ich hätte mir ihn doch noch schöner vorgestellt. Die eine Dame wünschte, die Federn im Schweife wären grün, die andere, sie wären blau. Der einen war der Schnabel zu lang, der andern zu kurz. Jede wollte etwas zu tadeln finden. Dieser mißfielen die Füße, jener der Kopf, und einer dritten die Stimme. Ist er auch zahm, wie mein Zeisig? rief die eine. Kann er auch reden, wie mein Papagey? fragte die andere. Die Königinn bat den Prinzen, seine Rede zu wiederhohlen. Er that es. Haben Sie etwas davon verstanden? sprach ein Höfling heimlich zum andern. — So wenig, als wenn er Aegyptisch

geredet hätte. — Glauben Sie, fragte ein dritter, daß er die Rede selber gemacht habe? — Eine junge Dame, welche sich schmeichelte, die schönste am Hofe zu seyn, trat vor den Spiegel. Wahrhaftig, sagte sie, der Prinz thut uns viel Ehre an, einen plumpen dummen Vogel als das Schönste in der Natur aus den Einöden Arabiens herzubringen! Ein politischer Kopf zog einen andern auf die Seite. Was denken Sie, sprach er, von einem Lande, in welchem man, zum Throne zu gelangen, Vögel aus den Nestern hebt?

Der Zulauf des Volkes war die folgenden Tage unbeschreiblich. Von der ersten Morgenröthe an bis in die sinkende Nacht wimmelten die Straßen von Menschen, die entweder den Phönix zu sehen gingen, oder von ihm zurück kamen. Jeder setzte noch etwas neues zu den wunderbaren Eigenschaften des Vogels hinzu. In den Briefen, welche nach den Städten des Reiches abgingen, meldete man: er komme aus der Sonne, und brauche hundert Jahre, um nach der

Erde zu fliegen; er habe einen Demant in seinem Leibe, grösser als ein Taubeney; und andere Mährchen gleicher Art, welche die Liebe zum Wunderbaren erfindet und die leichtgläubige Unwissenheit begierig annimmt. Dieser Eifer, diese Bezauberung dauerte die vier ersten Tage. Am fünften nahm der Zulauf merklich ab. Am folgenden kamen die Standespersonen, die sich mit dem Pöbel nicht hatten vermengen wollen. Am siebenten die Greise, welche das Gedränge gefürchtet hatten. Am achten Tage fand der Prinz niemand bey dem Vogel, als einen alten Gelehrten, welcher sich durch eine große Sammlung von Naturalien berühmt gemacht hatte, und nunmehr den Vogel von allen Seiten abzeichnen ließ. Darf ich mir, sprach er mit hohler und heiserer Stimme zum Prinzen, eine Gnade von Ihnen ausbitten? Versprechen Sie mir den Vogel nach seinem Tode, damit ich ihn ausstopfen lasse, und unter meine seltensten Kostbarkeiten aufstelle. Mit einer bittern Miene versetzte der Prinz: Wenn Sie nur fünfhun-

dert Jahre warten wollen, so soll er der Ihrige seyn. In der That schmerzte ihn der schnelle Fall der allgemeinen Bewunderung. Doch tröstete er sich wieder mit der Sicherheit seiner Gründe, mit dem Lobspruche des Königes und des Hofes, und mit der Art von Trunkenheit, in welcher das Volk die vier ersten Tage gewesen war.

Die Unruhe, mit welcher der zweyte Prinz den ihm angesetzten Tag herannahen sah, hatte einen ganz andern Grund, als die Ungeduld des ersten. Die Furcht hatte sich seines ganzen Gemüthes bemeistert; er verlohr alle Hoffnung; die Rede des jüngsten Bruders schien ihm allen Beyfall vorausgeraubt zu haben. Er entdeckte seinen Zustand und sein Geheimniß dem ältesten Prinzen, welcher ihm neuen Muth einsprach, und sich mit ihm von den Gründen unterhielt, die er zur Rechtfertigung seiner Wahl anzuführen hatte.

Ein kalter Schweiß drang auf des Prinzen Stirne, da er seinen Vater mit seinem Gefolge hereintreten sah. Kaum war er

vermögend den Vorhang wegzuziehen, welcher ihnen eine Statue des Kupido von Parischem Marmor entdeckte.

Der Bildhauer hatte den Gott der Liebe als einen Jüngling in der schönsten Blüthe seiner Jahre vorgestellet. Ein weiches, zartes Fleisch, eine sanfte, glatte Haut bedeckte den schlanken Leib und die biegsamen Gelenke. Sein zierlicher und feiner Fuß schien auch im unbeweglichen Steine die Unruhe und Leichtigkeit der Jugend zu haben. Ein süßes Lächeln wohnte auf seinen Lippen und gesellte sich zu dem unausdrücklichen Reize seines Mundes, vor welchem er einen verrätherischen Finger hielt. Rückwärts lehnte sich die andere Hand auf den Köcher und Bogen, als wollte er die Gefahr seiner Pfeile verbergen. Die Kühnheit erschien auf der freyen und heitern Stirne. Sein schiefer Blick, so sanft er ihn auch zu machen suchte, verrieth dennoch eine schalkhafte Tücke, die er nicht völlig daraus verbannen konnte. So schmeichelnd, so zärtlich, so verführerisch auch seine Miene war, so erzeugte sie doch

ein heimliches Mißtrauen, und mischte eine gewisse Unruhe unter die sanfte Neigung, die man gegen ihn fühlte. Die Harmonie, das Spiel, der Ausdruck aller seiner Züge gaben ihm einen so wahren, einen so lebhaften Charakter, daß man in demselben alles zu sehen glaubte, was jemahls die Dichtkunst, den Amor zu mahlen, von der Natur entlehnet hatte. Jeder Zug sprach Empfindung, und machte tausend Empfindungen rege. Der Marmor schien alles zu sagen, was man allein denken zu können geglaubet hätte, und der erstaunte Zuschauer dünkte sich in seiner Entzückung die Gegenwart des Gottes zu fühlen, dessen Bild er vor sich sah.

Je länger das Auge der Versammlung auf der Statue verweilte, je mehr entflammte es sich von Beyfall und Vergnügen, und je mehr erhohlte sich der Prinz von seiner ängstlichen Verwirrung. Welche Natur! welche Wahrheit, welch ein Ausdruck! rief endlich der König aus, von einer Empfindung hingerissen, über die er nicht länger

Mei-

Meister war. Und noch sind vielleicht manche Schönheiten, vielleicht auch einige Mängel in dem Bilde, die allein dem Auge des Künstlers sichtbar sind. Er befahl, einen berühmten Griechischen Bildhauer, der eben an seinem Hofe war, herbey zu rufen. Der Künstler kam. Lange und genau besah er das Bild, ohne ein Wort zu reden. Der König erwartete seinen Ausspruch mit einer Art von Unruhe. Ihm war bange, sein so reines, so lebhaftes Vergnügen möchte durch die Entdeckung irgend eines Fehlers gestöhret, und sein zu schnelles Urtheil umgestoßen werden. Aufgebracht bis zur Thräne lief endlich der Grieche nach der Thüre. Wohin? rief ihm der König zu. Meinen Amor zu zerschlagen, sprach er, den ich angefangen habe; denn es ist unmöglich, daß er dieser Arbeit jemahls beykomme. — So bleib doch, sprach der König, und rede! Wie findest du das Bild? Schließe von meinem Vorhaben, erwiederte der Künstler, auf das, was ich fühle! Nein, nichts so vollkommenes ist jemahls aus den Händen der

Kunst, nichts so schönes aus den Händen der Natur gekommen. Dieß ist der höchste Grad, auf den die Schönheit steigen kann. Nicht ein einziger Fehler im ganzen Bilde. Da kann man mit Recht sagen, daß Praxiteles (denn ich erkenne seinen Meißel) nicht nur alle Künstler Griechenlandes, sondern auch so gar sich selber übertroffen habe.

Du urtheilest, sprach der junge Prinz, wie Praxiteles selber geurtheilet hat, und der Zufall, o König! welcher ihm diesen Ausspruch abgezwungen, ist sonderbar genug, um ihn dir zu erzählen. Der Künstler liebte Phrynen, eine berühmte Schönheit. Als ein Pfand seiner Zärtlichkeit bat sie sich sein schönstes Bild von ihm aus. Was kann ich dir versagen, o Phryne? versetzte der Künstler: wähle selbst unter meinen geringen Werken. Das schönste derselben ist ohne Zweifel dasjenige, welches das Glück haben wird, dir zu gefallen. Aber die verschmitzte Phryne wollte sich in dieser Wahl allein auf das Urtheil des Meisters selber verlassen. Sie läßt dem Praxiteles melden, sein Haus

stehe

stehe in vollen Flammen. Und mein Amor? ruft er aus, indem er aufspringt, ist mein Amor verlohren? Lächelnd tritt ihm itzt Phryne entgegen: Fürchte nichts, mein Geliebter! vergib mir meine List; aber schenke mir deinen Amor! Praxiteles gab ihr den Amor, und sie schickte ihn nach Thespia, ihrer Vaterstadt, wo ich ihn gefunden, und mit zehen Tonnen Goldes erkaufet habe.

Ehe ich aber von dem Vorzuge rede, welchen ich dem Bilde des Praxiteles vor so vielen andern Werken der mannichfaltigen Kunst gegeben habe, so finde ich mich durch die Rede meines Bruders genöthiget, die Ursachen anzuführen, mit welchen ich meine Wahl in ihrem Reiche überhaupt zu vertheidigen gedenke.

Ich verehre so dankbar, so empfindlich, als er, die Weisheit, die Macht, die Güte der Natur. Ich gestehe ihm zu, daß die Kunst nichts neues hervorzubringen vermag; daß ihr weiter nichts vergönnet ist, als einige Formen zu verändern, als nachzuahmen. Aber es ist hier nicht die Frage von dem Un-

terschiede zwischen den Kräften der Natur und den Kräften der Kunst; es ist nicht die Frage vom Erschaffen, vom Beleben; es ist die Frage vom Gefallen, vom Rühren. Ein anderes ist das Daseyn, ein anderes die Schönheit einer Sache. Alle Dinge, die uns umgeben, sind Werke der Natur. Sie ist im Wurme so groß, so weise, als in der Sonne. Aber in einer so geschaffenen, so gegebenen Welt hat sie selber gewollt, daß einige Dinge uns durch den Reiz der Schönheit an sich ziehen, daß andere uns durch den Ekel der Häßlichkeit von sich stoßen, daß die meisten uns kalt und gleichgültig vorübergehen lassen. Auch die häßlichsten Dinge sind weislich und bewundernswürdig gebauet. Ist deswegen denn auch das Häßliche schön?

Ich weiß nicht, mein Bruder, ob dich nicht der Eifer zu weit getrieben, wenn du behauptet hast, die Natur habe für alle Länder, für alle Zeiten, für alle Sinne einen so reichen Vorrath von Schönheiten bestimmt und zur Schau ausgelegt, als ob ihr einziger Endzweck in der Schöpfung gewesen wäre,

den

den Menschen zu ergetzen und auf eine angenehme Weise zu unterhalten. Ich finde die Schönheit nicht so häufig in der Natur; eine Schönheit, meine ich, die mich nicht nur obenhin rühret, sondern die meine ganze Seele ergreift und einnimmt. Hast du die angenehmen Scenen von Wiesen, von Flüssen, von Bergen und Hügeln auch in den Einödden Arabiens angetroffen? Hast du das sandige Lybien, das versengte Aethiopien, das rauhe Scythien durchreiset, und auch dort die Natur im Schönen verschwenderisch gefunden? Gehe hin nach den Ländern, an welche die Kunst noch keine Hand geleget hat! Setze dich dort zwischen die alten Ruinen der großen Zerrüttung, deren Merkmahle die Erde an allen Orten aufweiset; zwischen die rauchenden Felsen und die gestockten Ströme von Schlacken und Pech, an die stinkenden Moräste, auf die sumpfige Erde, mit giftigen Pflanzen und pestlichem Dampfe bedecket, zwischen die Wolken von Ungeziefer, die zischenden Schlangen, die heulenden Hyänen, und bewundere dort im

Blicke

Blicke der gräßlichen Wilden, welche die traurige Gegend bewohnen, den mächtigen, den siegreichen Reiz der sich selbst überlassenen Natur!

Wirst du mir es vergeben, mein Geliebter, wenn ich dich eines kleinen Widerspruches beschuldige? Du hast die Seltenheit als ein Zeichen der größten Schönheit angegeben. Wie reimet sich dieses mit der mütterlichen Vorsorge der Natur für unser Vergnügen? Hat sie uns zu Liebe ihr schönstes Werk, den Phönix, in die Einöden, weit aus den Augen aller Menschen verwiesen? Oder kostet es ihr grössere Mühe, einen Phönix, als eine Fledermaus hervorzubringen? Doch mache die Fledermaus so selten, als itzt der Phönix ist: immer wird dieser schöner bleiben, als jene, welche durch ihre Seltenheit allein der Neugier, nicht dem Gefühle reizend seyn wird.

Es ist also weder die Seltenheit ein Kennzeichen der Schönheit, noch auch das Schöne so häufig, so allgemein in der Natur. Nein, mein Bruder! sie hat nicht alles

nach

nach dem Vergnügen des Menschen abgemessen und ausgerechnet. Ihre Reize sind zerstreut, sie sind zufällig, sie sind öfters unvollkommen, sie sind wirklich selten. Aber sie selber hat die Kunst dazu berufen und bestellet, sich unserm Gefühl allein zu widmen, allein für unser Wohl, für unser Vergnügen zu arbeiten. Diese versammelt aus allen Theilen der Welt, aus allen Zeiten, aus allen Reichen der Natur, was uns ergetzen, was uns gefallen, was uns bezaubern kann. Sie verbannet das Häßliche aus unsern Augen, sie versetzet uns in eine neue Ordnung von Dingen, und ziehet, gleich einer Biene, den Honig aus der ganzen Natur.

Vieles sind wir der Natur schuldig. Sie gibt uns, was die Kunst uns nie zu geben vermag: sie gibt uns Leben und Gefühl. Aber wie wenige Dinge reichet sie uns, auch nur zu unserer Erhaltung, zu unserer Bequemlichkeit, welche nicht eines Zusatzes, einer Hülfe der Kunst bedürfen? Der Schöpfer, welcher uns fähig dazu bildete, hat uns den Genuß aller seiner Gaben nur unter

der Bedingung der Arbeit und des Fleißes zugestanden. Man werfe einen Blick auf den Weg, den wir an der Hand der Kunst gemacht haben. Sie hat uns aus den Wäldern, wo wir mit den wilden Thieren zerstreuet umher irrten, zu diesem geselligen und freundschaftlichen Umgange berufen. Sie beschützet uns wider die schädlichen Einflüsse der Witterung, sie vertheidiget uns wider die Anfälle unserer so häufigen Feinde. Sie gibt uns die Herrschaft über die ganze Natur, und zwinget alle Elemente zu unserm Dienst. Sie befiehlt, so liefert uns die Erde die Früchte, die wir von ihr begehren, so kleidet sie sich mit Wohnungen und Städten, so öffnet sie ihren Schooß, uns ihre verborgensten Reichthümer, alle ihre Metalle darzubiethen. Diese übergibt sie dem fürchterlichen, dem heilsamen Feuer, sie in tausend Formen und zu mannichfaltigen Werkzeugen umzuschmelzen. Sie, die Kunst, reiniget die Luft, die wir schöpfen. Zu dem Murmeln der Quellen, zu dem Rauschen der Blätter, zu den Gesängen der Vögel füget

sie noch weit sanftere Melodien und Lieder. Sie heißt den Wind die Segel füllen, und eröffnet sich ein neues Reich auf dem weiten Ocean, und verbindet Länder, die er auf ewig zu trennen schien. Was wird sie nicht noch unternehmen? was wird ihr nicht noch künftig gelingen? Vielleicht kömmt eine Zeit, in welcher sie dem geschärften Blicke des Menschen die Sterne selber entgegen rücken, ihm eine neue Welt, neue Körper, neue Geschlechter entdecken, in welcher sie ihm selber den Donner und die Blitze Jupiters in die Hände geben wird.

Von der Natur verlassen und hingeworfen nimmt uns die Kunst in ihre mütterlichen Arme, und nähret und erwärmet und erziehet uns. Mit uns allein beschäftiget, sorget sie beständig für unsere Glückseligkeit, und bereitet unsere Herzen dazu, indem sie sie bessert. Sie erweichet unsere Sitten, indem sie unsere Fühlbarkeit übet, und unsern Wünschen mit den feinesten Freuden und Schönheiten entgegen geht. Was Wunder also, wenn es ihr mehr und öfter

gelinget uns zu gefallen? wenn sie uns vollkommnere Schönheiten liefert, als die Natur selber, die sie nachahmet? Glaubet ihr, daß unter den fünf reizenden Schönen, welche sich Zeuxis zu Mustern gewählet, eine einzige der Helena gleich kam, in deren Bild er alle ihre vertheilten Reize zusammen getragen? Findet ihr in irgend einem Werke der Natur die Pracht, das Ebenmaß, die schlanken Säulen, die kühnen Gewölbe, die wir an einem Griechischen Tempel bewundern? Reizet euch das regellose Zwitschern der Vögel so sanft, als das fließende, das zärtliche Lied des Sängers, von der harmonischen Leyer begleitet? Wo findet ihr in der Natur so prächtige, so bezaubernde Scenen, als die euch der sammelnde, der wählende Dichter schildert?

Ein jedes Geschöpf erfreuet sich des Gebrauches seiner Gaben. Ungejagt durchrennet der leichte Hirsch die ungangbaren Wälder; die Lerche steigt singend in die Luft empor, und das bloße Bewußtseyn seiner Stärke reizet den Widder zum Streit. Auch

uns ergetzet nichts so sehr, als das Spiel, die Uebung unserer Leidenschaften. So gar Furcht, so gar Schrecken und Entsetzen lieben wir, wenn wir sie ohne Gefahr empfinden können. Unterdessen fließt unser stilles Leben oft vorbey, ohne daß wir ein einziges Mahl Zeugen eines Vorfalles geworden, welcher solche Fühlungen in uns rege gemacht. Aber die Kunst ruft aus allen Ländern, aus allen Zeiten die Gegenstände unserer Leidenschaften zusammen. Sie gibt dem Augenblicke, der uns in einer Handlung erschüttert, eine beständige Dauer, sie hält ihn immer vor unsern Augen fest; sie spüret alle geheimen Winkel unseres Herzens aus, sie berühret alle Nerven der Empfindung, sie gibt uns den vollkommensten Genuß unserer selbst.

Darf ich noch eines zum Vortheile der Kunst hinzusetzen? Ihre Schönheit ist viel sicherer, viel gewisser, viel bestimmter für uns, als die Schönheit der Natur. Denn in jedem Werke des Künstlers können wir seine Absicht erkennen. Wir können wissen,

in wie weit sich seine Nachahmung dem Urbilde nähert oder von ihm abweichet. Aber selten kennen wir die Absicht des Schöpfers in den Werken der Natur. Warum hat er den Phönix so, und nicht anders gemahlet? Kein Weiser nennet mir die Ursache. Aber warum ihm der Mahler diese, und keine andere Farbe gibt, das weiß ein jeder; eben darum, weil er den Phönix mahlen will. In den Werken der Kunst haben wir zwey gegebene Sätze vor uns, das Urbild und die Nachahmung. Aber in den Werken der Natur haben wir nur Einen Satz vor uns, ihr Werk selber. Ein jeder urtheilet von demselben nach seiner Art zu fühlen, zu sehen, zu seyn. Unter zwey Steinen von gleicher Art, aber von ungleicher Grösse, wird jedermann den kleinern für leichter halten, als den grössern. Aber so bald von der Schwere eines einzigen Steines die Frage ist, urtheilet ein jeder nach seinen Kräften, und die nehmliche Last, die dem Starken leicht, dem Schwächern gewichtig scheinet, wird den Unvermögenden niederdrücken.

So ungleich nun unsere Kräfte sind, so ungleich sind auch unsere Neigungen. Unsere Bildung, unsere Erziehung, unsere Gewohnheiten, tausend so wol physische als moralische Zufälle verändern und unterscheiden das Gefühl auf tausenderley Weise, und machen also den natürlichen Geschmack des Menschen ungewiß und willkührlich, das Schöne wankend und zweifelhaft.

Noch ist eine Würze vorhanden, welche die Kunst heimlich auf ihre Werke streuet, und die ihren Geschmack nothwendig erhöhen muß. Eine Schwachheit ist es, von der ich rede; aber eine Schwachheit, welche die Natur selbst in unsere Herzen geleget, eine Schwachheit, welche zugleich die Quelle aller hohen und vortrefflichen Unternehmungen des Menschen ist: die Eigenliebe. So wie sie den Verstand und die Einbildungskraft des Künstlers schärfet, und ihn durch die Hoffnung des Lobes und der Ehre gegen Mühe, Verdruß und Schwierigkeiten unempfindlich macht, so schmeichelt sie auch dem Richter mit dem Gedanken, daß Hände,

gleich den seinen, diese Schönheiten hervorgebracht; daß es vielleicht nur an ihm liege, das Nehmliche zu vollbringen, und daß er den Ruhm des Künstlers, wie alle Griechen den Ruhm eines Miltiades oder Themistokles, mit ihm zu theilen habe.

Endlich so glaube ich nicht, daß wir die Natur durch Undank beleidigen, wenn wir uns öfter und lebhafter an den Werken der Kunst, als an den ihrigen ergetzen. Denn ist nicht auch unsere Fähigkeit das Schöne hervorzubringen eine ihrer Gaben? und bewundern wir nicht sie selber in unsern Werken? Und wo ist der Künstler, an dem wir nicht sein Genie, das Geschenk der Natur, noch weit mehr als seine einzelnen Hervorbringungen bewundern?

Wenn ich aber im Reiche der Kunst, welches an Umfange dem Reiche der Natur wenig weichen wird, diese Statue so vielen andern Werken der berühmtesten Meister vorgezogen habe, so werde ich mich vielleicht dem Neide aller andern Künste und dem Tadel ihrer Liebhaber ausgesetzet haben. Welchem

chem ich durch die Erklärung zu entgehen hoffe, daß ich das Werk des Praxiteles nicht deswegen gewählet habe, weil ich die Bildhauerey allen andern Künsten vorziehe, sondern weil ich glaube, daß in keiner derselben jemahls ein so vollkommenes Meisterstück erschienen, als dieser Amor in der seinen ist.

Ich entscheide nicht, ob es schwerer sey, auf einer ebenen Tafel, durch Hülfe der Züge und Farben, die Körper der Natur so nachzuahmen, daß die beiden Sinne des Gesichtes und Gefühles gleichsam in Widerspruch gerathen; oder ob es künstlicher sey, eben diese Sinne so zu vereinigen, daß sie auf der ganzen Oberfläche eines Marmors die genaueste Gleichheit mit dem Urbilde finden. Dieses fühle ich nur, daß, zum wenigsten zu unserer Zeit, die Mahlerey noch nicht zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit gelanget ist, als die Bildhauerey. Vielleicht ist es einem künftigen Volke vorbehalten, diese Kunst weit höher zu treiben, als sie bisher gestiegen ist. Und wenn ich in einem Zeitalter lebte, in welchem ein Apelles ein grö-

seres Meisterstück gemacht hätte, als ein Praxiteles, so würde ich ohne Anstand das Werk des erstern vor dem Bilde des letztern gewählet haben.

Die Baukunst gründet sich auf die Gesetze der Festigkeit, des Gewichtes, des Ebenmaßes, der symmetrischen Ordnung. Aber weil sich ihre Schönheit mehr auf den Verstand, als auf das Herz beziehet, weil sie mehr berechnet als gefühlet wird, so ist auch ihre Wirkung langsamer, schwächer, und auf eine kleinere Anzahl von Kennern eingeschränkt. Nicht, daß ich ihr alle Macht auf unsre Herzen abspreche. Sie rühret, sie erhebet sie insonderheit durch die Majestät der Grösse, die sie ihren prächtigsten Werken zu geben vermag. Aber diese ihre Denkmahle müssen auf ihrem Platze, in den glücklichen Städten bewundert werden, welche sie besitzen, und ihre eigene Natur verhinderte mich also, meine Wahl auf sie zu richten.

Einen weit kürzern und gewissern Weg zu unserm Herzen wählet die Tonkunst. Mit unsicht=

unsichtbaren Farben mahlet sie gleichsam dem Ohre, und es scheinet, als ob ihre langsame oder schnelle Bewegung die Schläge unseres Herzes bestimme, und sie bald aufhalte, bald beschleunige. Aber ihre Meisterstücke rauschen vorbey, sie verschwinden, indem sie entstehen. Ein Ton vertreibet den andern, und unser Vergnügen über ein geendigtes Lied bestehet in einer bloßen Erinnerung. In keiner Kunst ermüdet die Wiederhohlung so geschwinde, als in dieser. Keine ist unbeständiger und ungleicher, als diese, nicht nur in verschiedenen Ländern, sondern in dem nehmlichen Volke; und was die Griechen mit Entzückung hören, würde vielleicht das Ohr meiner Landesleute beleidiget haben.

Freylich ist keine Kunst, welche alle Vorzüge des Schönen so häufig, so vollkommen, so siegreich verbindet, als die Dichtkunst. Diesem ihrem Schooßkinde hat die Einbildung die Macht gegeben, ohne Marmor und ohne Farben den Augen des Geistes die herrlichsten Bilder, nicht unbeweglich, nicht an

einen Ort, an einen Augenblick gebunden, sondern im ganzen Verlaufe einer Handlung, in allen ihren Scenen, mit allen Gedanken, Reden und Thaten, von denen sie begleitet war, zu schildern. Sie verbindet das Ebenmaß und die ausgesuchteste Ordnung der Baukunst mit der Harmonie und dem mannichfaltigen Wechsel der Musik. Sie ist die Beherrscherinn der Leidenschaften, die Königinn der Herzen. Sie gibt uns aus ihrem zauberischen Kelche die Süßigkeit der Wollust, den Taumel der Bewunderung, die erwärmende Zärtlichkeit mit vollem Maße, sie gibt uns das tief erschütternde Mitleid und die tobenden Bewegungen des Zornes, der Furcht, des Schreckens mit unschädlichen Zügen zu trinken. Aber bekannt ist die kleine Anzahl ihrer Lieblinge, weil ihre Werke unverletzet allen gesitteten Völkern des Erdbodens mitgetheilt werden können. Wer ist unter uns, welcher nicht die Gedichte eines Homers, eines Sophokles, eines Pindars kennet, und ihre schönsten Stellen herzusagen weiß? Und dennoch scheinet es mir

noch

noch leichter zu seyn, daß Homer, ich will nicht sagen von einem erhabnern und erfindungsreichern, sondern von einem weisern, von einem feinern, von einem ausgearbeitetern Dichter übertroffen werde, als daß den Praxiteles ein anderer Meister seiner Kunst überwinde. Ich habe euch demnach nicht mit der vollkommensten Kunst bekannt machen, sondern euch das vollkommenste Werk, welches jemahls irgend eine Kunst hervorgebracht hat, vor die Augen stellen wollen.

Der König hörte diese Rede mit einem väterlichen Beyfalle, die Vertrauten mit einer richterlichen Aufmerksamkeit, sein jüngster Bruder mit einem kleinen Neide, der zweyte mit Gleichgültigkeit, und der älteste mit einem wahren Vergnügen. Man wandte sich nun von neuem zu dem Bilde, man fand es je länger, je schöner; doch war niemand so entzückt darüber, als der Bildhauer. Einer der Räthe, derjenige, welcher die Einkünfte des Reiches zu verwalten hatte, bezeugte nur ganz leicht und bescheiden, daß ihm die Summe von zehen Tonnen Goldes

etwas theuer vorkomme. Keine Schätze der Welt, rief der Künstler zürnend aus, sind hinlänglich diesen Amor zu bezahlen. Er ist unschätzbar. Glücklich ist das Land, dessen Beherrscher die Künste liebet und zu schätzen weiß!

Die Königinn und der Hof kamen erst des andern Tages, den Amor zu sehen. Zwey Höflinge, welche sich in Griechenland aufgehalten hatten und sich für Kenner ausgaben, wurden von der Königinn auf die Seite gerufen. Ich finde es schön, das Bild, sagte sie. Ich erkenne in jedem seiner Züge den Gott der Liebe. Aber, ich gestehe es, ich verstehe mich nicht genug auf die Statuen, um das Außerordentliche, das Wunderbare zu sehen, welches der König so hoch erhoben hat. — Und bemerken Sie denn nicht, sprach der eine, wie auch die kleinsten Dinge so fleißig, so künstlich ausgedrückt sind? wie die Haare da liegen, als ob man sie zählen könnte? wie die Nägel so natürlich vorgestellet sind? was für Kunst es gebraucht, aus einem harten Marmor die Krümme des Bogens

gens so dünne, so leicht heraus zu hauen? — Ich erinnere mich, sprach der andere mit einem bedeutenden Lächeln, das Bild ehedem in . . . . Athen gesehen zu haben. Ich sage nicht, daß es nicht schön sey; aber . . . . es ist doch . . . . Was fehlet ihm denn? unterbrach ihn die Königinn. Es wäre zu viel davon zu reden, versetzte er, und ich müßte mich mancher Ausdrücke bedienen, die nur die Künstler verstehen. So suchte er seine Unwissenheit unter dem unbestimmten Scheine eines tiefen Tadels zu verstecken, und je mehr er zu verstehen gab, je weniger konnte man begreifen, was er sagen wollte. Die übrigen Höflinge sahen das Bild mit ziemlicher Gleichgültigkeit an. Man lobte es mehr auf das Wort des Königes, und dem Prinzen zu gefallen, als aus Empfindung. Eine alte fromme Dame ärgerte sich an der Blöße des Knaben, uneingedenk, daß die Kunst, die einen reinen Geschmack erfodert, auch ein reines Herz voraussetzt. — Wenn dieser unser König wird, lispelte ein Hofmann dem andern ins Ohr, so verkauft

er uns alle, um Statuen aus Griechenland zu hohlen.

Der Pöbel sah das Bild mit keiner andern Empfindung als der Frömmigkeit an. Sie warfen sich vor dem Gotte nieder, sie beteten an, und zierten ihn mit Bluhmenkränzen. Der gesündere Theil des Volkes bewunderte das Bild, zwar nicht mit den Entzückungen des Künstlers, doch mit der aufrichtigen Freude des Redlichen. Die einen fühlten, und die andern wiederhohlten was die Fühlenden sagten. Die Königinn kam zum zweyten Mahle von dem Griechischen Bildhauer begleitet. Dieser unterrichtete sie besser, als ihre Kenner, von den Vorzügen des Werkes. Das Volk drängte sich von selbst zu dem Meister hin, befragte sich um sein Urtheil, und sein Beyfall ergoß sich wie ein Strom, welcher alles mit sich reißet und im Lauf seine Kräfte vermehret. Man kam mit minderer Hitze und in geringerer Anzahl, als den Phönix zu sehen; aber viele kamen öfter zurück, und gingen jedes Mahl vergnügter hinweg. Der zehente Tag kam

an, und manche, die das Bild täglich betrachtet hatten, bereuten noch, es nicht genug gesehen zu haben.

Mit einer gesetzten Miene und einer Schrift unter dem Arme trat der dritte Prinz in das Zimmer, in welchem der König mit der gewöhnlichen Gesellschaft bereits erschienen war. Er setzte sich mit ernsthaftem Anstande ihnen gegen über, und nach einer kleinen Pause fing er also zu reden an.

Nachdem ich oftmahls, o König, bey mir selber die Natur und den eigentlichen Charakter des Schönen überleget und betrachtet habe, nachdem ich die Reihe aller derjenigen Dinge, denen diese Eigenschaft zugesprochen wird, gleichsam vor mich beschieden und untersuchet habe: so halte ich dafür, daß, gleichwie der Mensch aus zwey besondern Theilen, einem Leibe und einer Seele bestehet, also finde man auch zwey Arten des Schönen, deren das eine sich auf den Leib und die Sinne, das andere aber auf den Geist oder die Seele beziehet. Unter unsern äußerlichen Sinnen haben wir nur zwey, denen

nen das Vorrecht die Schönheit zu entdecken gegeben ist: das Ohr und das Auge. Die drey andern sind auf eine gröbere und unedlere Wollust eingeschränkt. Nehmlich mit den beiden erstern allein entdecken wir die Dinge in ihrem Ganzen, in ihrem Zusammenhange, in der Ferne, und eine Menge von Gegenständen in einem nehmlichen Punkte. Sie sind es also, welche unserm Busen das feinere Vergnügen der Schönheit zuführen, und welche gleichsam einer genauern Gemeinschaft, eines vertrautern Umganges mit der Seele gewürdiget sind. Die einzelnen Körper, sie seyen nun aus dem Reiche der Natur oder der Kunst genommen, welche durch ihren unmittelbaren Eindruck die sanfte Bewegung des Beyfalles erwecken, machen die erste Klasse des Schönen aus. Sie wirken, wenn ich so reden mag, auf denjenigen Theil der Seele, welcher am nächsten am Leibe hängt, sie fallen in die gröbern oder stumpfern Sinne derselben.

Aber die Seele hat noch ein anderes Ohr, noch ein anderes Auge, vor welchem die

einzel-

einzelnen Körper als Atomen verschwinden, und die allein das Große, das Erhabene, das Ewige und Unveränderliche zu sehen und zu hören bestimmet sind. Dieses ihr Auge dringet in die unermeßliche Weite des ganzen Reiches der Schöpfung, es zählet die Welten, es mißt ihre Entfernung, es bemerket ihren Lauf, und liest die Gesetze der Ordnung in dem Buche der ewigen Weisheit. Mit diesem ihrem Ohre vernimmt sie die Stimme der Natur, die Harmonie der Sphären, den Ruf des Gewissens, die unumstößlichen Gesetze der Gerechtigkeit. Mit diesen Entdeckungen bereichert, unterscheidet sie die Materie von dem Geiste. Sie beschäftiget sich mit jener nicht anders, als in so fern sie nach sichern und unveränderlichen Regeln angeordnet ist und regieret wird, in so fern sie durch Ebenmaß, Ordnung und Grösse der Aufmerksamkeit eines unsterblichen Geistes würdig ist. Aber sie erhebet sich auch zu einer andern Welt, zu einer unsichtbaren Schöpfung, zu einer neuen Ordnung von Dingen. Sie gehet mit reinen und unsterblichen Geistern

stern um. Sie bricht die Bande des Leibes, die sie an Ort und Zeit anfesseln, sie gehet tiefsinnig in dem weiten Raume des Unendlichen einher, sie siehet auf seinem Throne den alles erfüllenden Schöpfer, und erhebet sich wieder zu der göttlichen Quelle, aus welcher sie hergeflossen.

Um so viel nun das Himmlische, das Unsterbliche, das Ewige, das Unendliche edler ist, als das Irrdische, das Hinfällige, das Zeitliche, das Eingeschränkte, um so viel ist auch das Schöne des Geistes edler, als das sinnliche Schöne, um so viel ist auch seine Natur vollkommener und erhabener. Hier ist keine willkährliche Schönheit, hier hänget nichts von dem Baue des Körpers, von dem Geschmacke, von der Erziehung und Gewohnheit ab. Das Schöne des Geistes ist ein einziges, ein gewisses, ein unveränderliches Schönes, und daß ich es mit einem Worte sage: es ist nichts anders, als die Wahrheit.

Schärfe oder schwäche unser Auge, spanne die Nerven unserer Empfindung höher

oder

oder niedriger, mache uns grösser oder kleiner, gib uns einen sechsten Sinn: so verschwindet alle das Schöne, welches wir bisher bewundert haben, so verändert sich die ganze Natur für uns, so müssen wir neue Künste, neue Farben, neue Formen, neue Sprachen erfinden. Aber stürze den Bau der Welten um, laß den Lauf der Zeiten stille stehen, laß die verzehrende Flamme die ganze Schöpfung zernichten, laß aus dem Schutte des Chaos eine neue Welt, eine neue Ordnung entstehen: die Wahrheit bleibt. Diese, für welche unser Geist geschaffen ist, an der er, je vollkommener er wird, desto mehr Vergnügen findet, diese ist der reineste Ausfluß der Gottheit; und die kleine Anzahl von Wahrheiten, welche wir zu fassen fähig sind, ist gleichsam die väterliche Hand, die uns der Schöpfer reichet, durch alle Stufen seines Werkes zu ihm hinauf zu steigen.

Dieß, o König! ist der erhabene Begriff, den ich mir von dem Schönen mache, welches die Bewunderung eines unsterblichen, eines denkenden Wesens verdienet. Freylich

können wir die Ursache nicht ergründen, warum uns die Vorsicht, welche uns bey unserer Geburt mitten in diese unzählbare Versammlung so vieler Wesen, Welten und Geschöpfe neu und unwissend hingestoßen, den Gefahren des Irrthumes und Zweifels so lange, so häufig ausgesetzet läßt. Aber was verlieret dadurch die Wahrheit von ihrem Werthe? Ist denn das Schöne nichts, weil es auch ein Häßliches gibt? oder dienet nicht dieses, den Preis des ersteren noch mehr zu erhöhen? Gelingen denn auch der Kunst alle ihre Bemühungen, und bringet sie nichts als Meisterstücke hervor? Wenige sind es, deren reinere und stärkere Seelen durch Beständigkeit und Eifer zur Kenntniß der Wahrheit gelangen. Aber diesen Wenigen ist auch das reineste, das erhabenste Vergnügen vorbehalten. Diese Wenigen sind die Lieblinge des Himmels, sie sind das Auge der Schöpfung. Für diese habe ich einen Schatz, ein Kleinod gesuchet und gefunden. Der Beyfall dieser Wenigen ist es auch, welcher allein meine Ehrbegierde reizet, und welcher

mir,

mir, o König! in deinen Augen um so viel vortheilhafter seyn wird, da du selbst unter die Zahl dieser Auserwählten gehörest.

Es ist wohl kein Ohr so roh, in welches nicht der Nahme und Ruhm des weisen Zoroasters gedrungen ist. Jedermann kennet die Sinnbilder, die Gebräuche, die Religion, unter welchen er die tiefen Wahrheiten der Natur und Weltweisheit dem Volke anzudeuten und fühlbar zu machen gesuchet hat. Aber seine höhere, seine göttliche Lehre, die Seele dieses sinnlichen Bildes, lag seit seinem Tode als ein Heiligthum in dem Tempel zu Balk verschlossen, und allein der geprüfte und erleuchtete Magier konnte zur Anschauung desselben gelangen. Mein langer Aufenthalt in diesem alten Sitze des Weisen gab mir endlich Gelegenheit, gleich einem andern Jason, mich dieses weit edleren, weit köstlicheren Vließes zu bemeistern. In diesem Buche hat der weiseste unter den Menschen alle seine Kenntnisse niedergeschrieben. Vergönne mir demnach, o König! daß ich die mir bestimmten folgenden Tage dar-

auf verwende, diesen Reichthum der kleinen Anzahl derjenigen mitzutheilen, welche der Ehre würdig sind, zu den hohen Geheimnissen der Weisheit eingeweihet zu werden.

Nicht nur unter den Vertrauten des Königes, sondern auch unter den begüterten Bürgern des Landes waren viele, die die Wissenschaften liebten, und welche die Mittheilung des Zoroasterischen Buches für einen der glücklichsten Zufälle ihres Lebens hielten. Auch fehlte es weder der Hauptstadt, noch den Provinzen an solchen Männern, die ihr ganzes Leben dem Unterrichte, dem Fleiße, der Lesung und Erforschung widmeten, und einem Spiegel glichen, welcher alle Strahlen der Wahrheit auffängt, um sie nachgehends auf ein ganzes Volk zurück zu werfen. Diese drey Arten von Leuten blieben in kurzem die einzigen Zuhörer des Prinzen. Denn die Höflinge, welche den ersten Tag die Versammlung durch ihr ewiges Wispern gestöret hatten, blieben den andern Tag von selbst aus. Sie warfen dem Prinzen einen gelehrten Hochmuth vor, und ihr kalter

Spott über diesen erstreckte sich auf die Wissenschaften selbst. Eine schöne Regierung! sagten einige, wenn der König sich mehr um den Himmel und die Sterne, als um seine Staaten bekümmert. Aufrichtig und bescheiden enthielt sich das Volk von der Sache zu urtheilen. Freylich, sagten sie, ist die Wissenschaft etwas herrliches; aber sie gehöret den Weisen zu, den Königen, und denen, die die Sorge der Regierung mit ihnen theilen; ein jeder bleibe in seinem Berufe. Doch wollten etliche vom Volke das Buch geöffnet sehen. Sie lobten die Schrift und die kostbare Decke. Am meisten verwunderten sie sich darüber, daß so viele Weisheit in einem so kleinen Werke stecken könnte.

Das erste Buch Zoroasters, welches von der zähtbaren und meßbaren Grösse der Körper handelte, wurde von der ganzen Versammlung mit der vollkommensten Genugthuung aufgenommen. Man bewunderte nicht nur die lange, ununterbrochene Reihe von Wahrheiten, zu welchen man stufenweise geführet wurde, sondern das, was den Zu-

hörern die meiste Freude verursachte, war die augenscheinliche Gewißheit, und die Nothwendigkeit der Folgen, welche immer eine aus der andern flossen.

In dem zweyten Buche erklärte er die ganze Haushaltung der Schöpfung, das ganze System des Weltgebäudes, den Lauf der Sonne und der Planeten, die Gestalt und die Wälzungen der Erde, die Einflüsse und Aspekten des Mondes. Er redete von dem dunkeln Laufe der Kometen, von den großen Veränderungen, die auf unserm Erdboden vorgegangen, von der Natur und den Bewegungen des Meeres, von den Winden, von den Ursachen der Erdbeben und der feuerspeyenden Berge, von der Zeugung der Metalle und Steine. Er erforschte den wunderbaren Bau des Menschen, und mit ihm verglich er hierauf die Bildung anderer Thiere. Er wies, wie einfach die Natur ihre Maschinen im Großen einrichtet, wie künstlich zusammengesetzt im Kleinen. Er redete endlich von dem fühllosen Leben der Pflanzen, und führte also die Zuhörer von dem

großen Schauspiele der Welten, bis auf die unentdecklichen Adern des Gräschens, und wies in beiden eine gleiche Weisheit, eine gleiche Sorgfalt des Schöpfers.

So wahrscheinlich auch Zoroaster diese seine Meinungen durch die sinnreichsten Gründe zu machen suchte, so war dennoch die Ueberzeugung, die sie wirkten, weder so allgemein, noch so vollkommen, als beym ersten Buche. Hundert Zweifel entstanden bey jedem Punkte. Man stritt über die Natur, den Lauf, die Entfernung der Gestirne; man stritt über die Geschichte der Erde. Wie kann das Wasser jemahls auf die Gipfel der höchsten Berge gestiegen seyn, die es gebildet haben soll? Was kann eine so große Zerrüttung verursachet haben? Jeder Zufall, jeder Körper in der Natur ward nach verschiedenen Systemen und Sekten verschiedentlich erkläret. Man erhitzte sich, ohne sich zu verstehen; und wenn man auch den Schlüssen des Prinzen zu weichen schien, so geschah es mit einem gewissen Zwange, welcher mehr Ehrfurcht als Ueberzeugung blicken ließ.

In dem dritten Buche erhob sich der Magier von der Natur der Körper zu der Natur des Schöpfers, und leitete aus solcher alle Pflichten des moralischen Menschen her. Nichts konnte erhabner seyn, als seine Rede von dem höchsten Wesen. Der Majestät des Gegenstandes antwortete die Grösse der Begriffe, die Macht und Würde des Ausdruckes. Das Feuer seines Geistes fuhr in die Seelen aller Zuhörer. Man erblaßte, man konnte der hinreißenden Empfindung nicht weiter gebiethen, es entfuhren erstickte und schluchzende Stimmen und unterbrachen die Vorlesung des Prinzen. Er fing sie von neuem an, nicht ohne die Versammlung erinnert zu haben, wie mächtig das Schöne, welches er gewählet, auf die Herzen derer sey, die für solches geschaffen sind. Zowaster erklärte hierauf die großen Gesetze des Naturrechtes, und bewies sie aus deutlichen und unumstößlichen Gründen. Er zeigte die verschiedenen Beziehungen des Menschen, und wie aus solchen alle seine Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen andere

entspringen. Er durchging alle Stände, alle Theile des gemeinen Wesens. Nichts war reiner, als seine Sittenlehre, nichts einfacher, als seine Staatslehre. Sie beruhete einzig auf dem Grunde: daß das Glück der Völker das höchste Gesetz der Könige seyn solle. Er redete von allen Theilen der Verwaltung, er unterstützte seinen Rath und seine Lehren mit Beyspielen aus der Geschichte. Er empfahl ihre Erlernung den künftigen Regenten, als einen Unterricht, den ihnen die Todten mit einer Gewalt und Freyheit geben, welcher sich die Lebenden selten erkühnen.

Die Geisterlehre war es, von welcher Zoroaster im vierten Buche handelte. Er wies den Unterschied der Materie und des Geistes, welche er, als die ersten Anfänge alles dessen, was ist, einem allmächtigen Wesen unterwarf. Er leitete aus diesen Quellen des Lichtes und der Finsterniß den Unterschied des Guten und Bösen her. Er beschloß das ganze Werk mit den abgezogensten Begriffen vom Leeren, vom Raume, von der Zeit und der Ewigkeit.

Aber

Aber hier äußerte sich die größte Ungleichheit in den Urtheilen der Zuhörer. Jeder hatte seine besondere Meinung, die er der ganzen Versammlung, als die allein wahre, beweisen und aufdringen wollte. Der Prinz, von dem Ansehen seines Magiers eingenommen, wollte nichts anhören, was nicht mit seinem Buche übereinkam. Andere, die sich einer entgegengesetzten Sekte gewidmet hatten, verwarfen viele Sätze nur deswegen, weil Zoroaster sie behauptet hatte. Die zwey letzten Tage wurden meistens mit heftigen Wortstreiten zugebracht, welche der König endlich also unterbrach: Die Verschiedenheit der Meinungen ist ein gewisses Zeichen des Irrthumes oder der Unwissenheit. Lasset demnach, meine Freunde, einem jeden die Freyheit, in so zweifelhaften Dingen diejenige Lehre anzunehmen, welche ihm die sicherste, die tröstlichste scheinet. Uebrigens, mein Sohn! (so fuhr er zu dem Prinzen fort) weiß ich das Kleinod, welches du gewählet hast, nach seinem Werthe zu schätzen. Ich kenne den mächtigen Einfluß der Wissenschaf-

ten auf unser Glück. Ich weiß, daß keine derselben so müßig ist, daß sie uns nicht endlich auf irgend eine nützliche Entdeckung führen sollte. Ich weiß, daß alle Menschen ein gleiches Recht auf die Wahrheit, wie auf das Licht des Tages haben. Ich verabscheue die grausame Staatskunst, welche die Finsterniß der Unwissenheit zu vermehren und zu verlängern suchet, um sie zum Werkzeuge der Tyranney zu gebrauchen. Ich danke dir demnach für dein Geschenk; aber ich mißbillige zugleich die Art, mit welcher du zu dem Besitze desselben gelanget bist. Ich habe euch eure Schätze zu erwerben, nicht zu rauben ermahnet. Das Werk des Praxiteles, welches dein Bruder mit so vielem Golde erkaufet hat, ist lange nicht so theuer, als das Buch Zoroasters; denn es kostet dir eine Ungerechtigkeit. Berufe dich nicht auf deine Argonauten! Ihre That entschuldiget die deinige nicht. Die Griechen, unsere Meister in den Künsten, sind nicht immer gültige Beyspiele für die Sitten. Laß dem dunkeln Alterthume und seinen rohen Helden ihren

verdäch-

verdächtigen Ruhm. Den Glanz ihrer größten Nahmen beflecket oftmahls Gewalt und Unrecht. Dichter besangen ihre Siege, aber Völker beweinten sie. Wir, die wir den Ruhm der Billigkeit allem andern Ruhme vorziehen, wir sind verbunden, den Fehler zu ersetzen, welchen ich allein deiner Jugend zuschreiben will. Theile den Inhalt dieses Buches den Liebhabern der Wissenschaft mit, aber die Urschrift werde ihren wahren Besitzern wieder zugestellt. Laß die Persischen Magier diesen Schatz aufs neue vergraben; genug, daß dir mein Volk den Genuß desselben zu danken hat. Ehrerbiethig und dankbar nahm der Jüngling die Lehre des Vaters an; und die Versammlung bewunderte beides, die Klugheit des Königes, und den Gehorsam des Prinzen.

Endlich erschien der Tag, an welchem Gobryas, der älteste Bruder, mit seinem Kleinode auftreten sollte. Man erwartete es mit der größten Ungeduld. Was bleibt ihm übrig? sagte man; alle Reiche des Schönen sind erschöpfet. Was will er aufweisen,

das nicht entweder zur Natur, oder zur Kunst, oder zur Wissenschaft gehöre? In allen diesen Theilen sind ihm seine Brüder zuvorgekommen, und nothwendiger Weise muß er in einen derselben zurück fallen. Sein bisheriges Betragen machte seine Richter noch verlegener. Man hatte an ihm weder Neid noch Mißgunst, weder Furcht noch Hoffnung, weder Begierde noch Zuversicht bemerket. Die Verwirrung des Rathes stieg am höchsten, als man ihn, da er zu erscheinen berufen ward, von einem alten Manne begleitet in das Zimmer treten sah, einem Manne, dessen grauer Bart, welcher ihm bis auf den Gürtel reichte, einen Theil seines schlechten Gewandes bedeckte, und auf dessen kahler und gespannter Stirne man zugleich die Mühseligkeiten eines harten Lebens, und den gesetzten Muth eines gelassenen Weisen lesen konnte. Nach einem kurzen Stillschweigen, welches eine so unerwartete Erscheinung verursachet hatte, fragte der König den Prinzen, ob dieser Greis der Besitzer seines Kleinodes sey? Ja, sprach der

Prinz

Prinz gerührt, er ist es, mein Vater! Das Kleinod, das ich dir bringe, ist das seine. Du hast es ehemahls gekannt; du hast es für verloren beweint. Ich bringe dir es wieder. Ich weiß, mit welcher Freude du es annehmen wirst. Gehe, Hydras, umfasse die Knie deines Königes!

Schon fielen die Thränen und die Küsse des Alten auf die Rechte seines Fürsten, schon fühlte er sich an seine Brust gedrücket, und die brennenden Wangen des Königes auf seiner Stirne. Hydras! rief der König aus, mein Hydras! lebst du noch? du, dessen Tod ich schon so lange beweinet? O mein Sohn! welch ein Geschenk bringst du mir? den edelsten, den tugendhaftesten unter allen Sterblichen. Meine Freunde! ihr alle seyd ehemahls Zeugen seiner Tugend gewesen. Sein ganzes Leben war eine Kette von edeln Thaten. Der Segen, den sie vom Himmel verdienten, ruhete auf dem ganzen Lande, so lange er der Regierung desselben unter meinem Vater vorstand. Unglücklicher Vater! welchen die Verleumdungen eines Boshaften,

haften, eines Oebar, zu betriegen vermochte, welcher dem Schmeichler zu Liebe den Redlichen von sich stieß? Wirst du mir seinen Irrthum vergeben, Hydras? — Rede nicht von dem Vergangenen, mein König! erwiederte der Alte; der gegenwärtige Augenblick ersetzet mir alles. — Aber, fing der König wieder an, warum hast du mir keine Nachricht von deiner Erhaltung gegeben? warum hast du der Zeitung deines Todes nicht widersprochen, welche sich gleich nach deiner Verweisung ausgebreitet hatte? Warum bist du nicht gleich nach dem Tode meines Vaters in meine Arme geeilet? Hast du denn das Schicksal des Oebar nicht erfahren? hast du nicht erfahren, daß der Sturz des Oebar, deines Feindes, daß die Rache deines erlittenen Unrechtes die erste Handlung meiner Regierung war? — Zu spät, mein König, erfuhr ich es, sprach Hydras. Schon waren sie nicht mehr, die, um derentwillen allein ich mir einen gütigern Anblick des Schicksals gewünschet hatte; meine Kinder waren nicht mehr. Die letzte Schlacht, welche zur Zeit deines Vaters ihm den Thron, dem Volke Leben und Freyheit erhalten, hatte

mich meiner beiden Söhne, meiner Hoffnung, meiner Stützen beraubet. Wie hätte ich, nach diesem Verluste, meine stille Einsamkeit verlassen, und, alt und traurig, mich den Stürmen des Hofes von neuem aussetzen können? ich, der ich den Wellen desselben kaum entgangen war? — Und welche Gegend war denn so glücklich dich zu besitzen? wo hat mein Sohn dich angetroffen? fragte der König. Erlaube mir, mein Vater, fiel ihm der Prinz in das Wort, an seiner Stelle zu reden; seine Bescheidenheit würde dir den größten Theil seiner Tugend verschweigen.

Da du uns vor drey Jahren von dir ließest, nahm ich mir vor, unter verändertem Nahmen und von einem einzigen Knechte begleitet, zuerst deine Staaten zu durchreisen. Ich durchzog eben die äußerste Provinz deines Reiches, ein ödes und waldiges Land, als ich einst bey einbrechender Nacht in einem kleinen Dörflein zu bleiben genöthiget ward. Die armen Einwohner desselben führten mich gerade zu der Hütte des Parmys: so nannten sie den Redlichen. Er ist freundlich, sagten sie, und dienet gern den Fremden. Müde kam er itzt hinter einem umgestürzten

stürzten Pfluge seiner Hütte zugeschlichen. Aber die Zeitung, daß er einen Gast bewirthen sollte, schien ihm alle Müdigkeit auf einmahl hinweggenommen zu haben. Er eilte mir freudig entgegen, er empfing mich liebreich, und bediente mich mit einer so anständigen, so freyen Art, daß ich bald merken konnte, die Hütte, die er bewohnte, sey nicht immer sein Aufenthalt gewesen. Die süße Weisheit seiner Reden bestärkte meinen Argwohn. Des andern Morgens bat er mich, noch einige Tage bey ihm zu verweilen. Ich freute mich über seinen Antrag. Aber erlaube mir, fuhr er fort, dich auf einige Augenblicke zu verlassen. Ein kranker Nachbar erwartet meinen Besuch. Und wirst du mir nicht vergönnen, dich zu ihm zu begleiten? erwiederte ich. Ich bin gern ein Zeuge des erquickten Elendes. Lächelnd reichte er mir die Hand, drückte sie, und führte mich in die nächste Hütte, die der seinen vollkommen ähnlich war. Auf einem bequemen Bette fand ich einen Mann, welchen die Krankheit aller Kräfte beraubet hatte. Er richtete sich ächzend auf, und näherte die blassen Lippen dem Gefäße, in welchem Par-

mys ihm ein labendes Getränk reichte. Sein Auge stand, indem er es einnahm, fest auf mich geheftet, und mich dünkte in seinen Zügen etwas zu unterscheiden, wovon ich noch ein ungewisses Andenken übrig behalten hatte. Süß muß der Geschmack des Getränkes aus so freundschaftlichen Händen seyn, sagte ich. Kaum hatte er mich reden hören, so stieß er das Gefäß von sich. Er ist es! rief er aus: Gobryas, der älteste Sohn des Königes! Zweifle nicht, Hydras! er ist es. So gleich erkannte ich ihn. Oebar war es. Oebar! rief ich aus, bist du es? Was für einen Hydras nennest du mir? wo ist er? — Hier, sprach er, hier vor deinen Augen. Nicht Parmys, Hydras ist sein Nahme, Hydras, den ich so grausam verfolget, Hydras, itzt mein Wohlthäter, mein Erretter, mein Freund. — Sprachlos fiel ich dem Greise um den Hals. Meine Thränen vermengten sich mit den seinigen. — Bin ich so glücklich, fing endlich Hydras an, den Sohn meines Königes zu besitzen? den Gobryas, den ich zur Welt kommen sah, den ich so oft auf meinen Armen getragen? Hätte ich jemahls denken sollen, da ich dich als ein Kind an

dem

dem Hofe deines Großvaters verließ, daß ich einst das Glück haben würde, dich in dieser Einöde zu bewirthen? — Was redest du von Glück? versetzte ich, laß mich das meinige rühmen! Hydras, du lebest noch? welch eine Zeitung für meinen Vater! welch ein Auftritt für mich! Ernsthaft und strafend fiel hier mein Blick auf den Oebar zurück. Alle seine Missethaten erschienen ihm im Spiegel meines Auges. — Ja, Prinz, fing er an, es ist billig, es ist nothwendig, daß ich dir ein Unthier, ein Abscheu der Natur scheine: aber höre mich. Vielleicht ist es noch möglich, daß auch du mir vergibst. Um Hydras willen! verstoße mich nicht ganz; habe Mitleiden mit meinem Zustande, und laß mich hoffen, noch einige Gnade in deinem Herzen zu finden. Mein erster Schritt, sie zu verdienen, soll das Geständniß meines größten Verbrechens seyn.

„Durch erdichtete Anklagen, durch untergeschobene Briefe, durch erkaufte Zeugen, bewog ich den alten König, den Hydras ins Elend zu verweisen. Ich bereicherte mich durch Einziehung seiner Güter, ich hatte mich an seine Stelle geschwungen;

„aber unzufrieden mit dem Urtheile des Kö-
„niges, sandte ich einen Vertrauten aus,
„ihn auf seinem Wege heimlich zu tödten.
„Die Erinnerung einer alten Wohlthat
„(denn auf wen hatten sie sich nicht erstre-
„cket?) hielt den Arm des Mörders zurück.
„Ob er gleich vor meinen Augen nicht wie-
„der erschien, hielt ich doch dafür, er habe
„seinen Auftrag ausgerichtet, und streuete
„die Zeitung von dem Tode des Hydras aus.
„Durch dieß neue Verbrechen glaubte ich
„meines Glückes gewiß zu seyn. Aber mein
„Fall war unvermeidlich. Kaum bestieg dein
„Vater den Thron, so fiel das Unglück, in
„welches ich den Hydras gestürzet hatte, auf
„mich zurück. Aller meiner Würden, aller
„meiner Güter beraubet, mit einem Stabe
„in der Hand, irrte ich nun, ein Bettler,
„von einer Thüre zur andern. Noch glück-
„lich, daß ich unerkannt war! Durch Spott
„und Härte würde sonst ein jeder die erlit-
„tenen Unterdrückungen an mir gerächet,
„und mein Unglück noch unerträglicher ge-
„macht haben. Nach langen Plagen, deren
„Erzählung ich dir ersparen will, kam ich
„in diese Einöde, und ohne es zu wissen,
„vor

„vor die Hütte des Hydras. Ich bat um ei-
„nen Bissen Brot. Die Hitze des Tages,
„die Länge des Weges, aber noch mehr mein
„Elend und meine Verzweiflung hatten mich
„völlig entkräftet. Ich fiel ohnmächtig vor
„der Thüre nieder, ehe sie sich auf mein
„Rufen geöffnet hatte. Wie groß war mein
„Erstaunen, mein Schrecken, da ich die
„Augen wieder aufschlug, und mich auf ei-
„nem sanften Bette liegend, und an meiner
„Seite — wen? ihr Götter! — ihn, den
„Hydras selber, sitzen sah. Fast wäre ich
„wieder in die vorige Ohnmacht zurück ge-
„sunken. Kaum konnte ich meinen Augen
„glauben. Ich sah ihn starr an. Er merkte
„meine Verwirrung. Oebar, sprach er lä-
„chelnd, wer hätte jemahls gedacht, daß
„Hydras noch einst das Vergnügen haben
„sollte, dir nützlich zu seyn? Ich wollte mich
„aufraffen und fliehen. Warum fliehest du
„mich, Oebar? so sprach er, und hielt mich
„freundlich bey der Hand zurück. Fürchtest
„du mich? Hassest du mich so sehr, daß du
„mir auch die Freude mißgönnest, dir zu
„dienen? Bleib! Hat uns das Glück zu
„Feinden gemacht, das Unglück versöhnet

„uns wieder. Welch eine Lehre für uns,
„Oebar! laß sie nicht ungefasset vorbeyge=
„hen. Armer Oebar! wie schwer, wie sauer
„muß dir dein Schicksal scheinen! — Schwer,
„rief ich aus, aber nicht so schwer, als die
„Schande, es verdienet zu haben: meine
„Falschheit, das Unrecht, das ich an dir . . .
„Vergiß es, sprach Hydras, so wie ich es
„längst vergessen habe. Hat dich dein Un=
„glück gebessert, so beklage dich nicht über
„dein Schicksal. Sieh! hier ist der kleine
„Rest meines geretteten Vermögens. Ich
„bewahrte es ehemahls für meine Kinder
„auf. Aber ihr Tod hat meine Vorsorge
„unnütz gemacht. Für dieses Wenige kann
„ich dir ein Haus, gleich diesem, an meiner
„Seite verschaffen. Ich will dir den Ueber=
„rest deiner Tage so erträglich machen, als
„mir es meine Armuth zuläßt. Lerne nur
„die Fälle des Glückes mit Standhaftigkeit
„ertragen. Sey grösser in dieser Hütte,
„als du am Hofe warest, sey redlich! —
„Wie könnte ich dir, o Prinz! (fuhr Oebar
„fort) wie könnte ich dir die Regungen be=
„schreiben, die sich meiner Brust bemeister=
„ten? Die Thränen verhinderten mich, sie
„mei=

„meinem Wohlthäter zu entdecken. Er, „mit dessen Blut ich mich befleckt zu haben „glaubte, er, mit dessen Raube ich mich „bereichert hatte, rettet mir itzt das Leben, „schenkt mir das Gut seiner Kinder. Ich „hieß mich einen Abscheu der Natur, und „er tröstete mich; ich bat ihn um Rache, „und er ließ mich nichts, als Mitleiden und „Güte sehen. Meine Krankheit ward schwe- „rer durch den nagenden Wurm meiner „Reue. Sie ward langwierig, und ich sah „mich gezwungen, mich der Großmuth mei- „nes Feindes (denn das hätte er seyn müs- „sen) ganz zu überlassen. Fünf Jahre sind „es nun, daß er mich täglich verpfleget. „Seine sinnreiche Sorgfalt macht mir das „Leben angenehm, aber noch mehr sein sanf- „ter Umgang, der Reiz seiner Tugend, die „Weisheit seiner Lehren. Ich fühle es, ich „werde ihm nicht lange mehr beschwerlich „seyn. Aber das fühle ich auch, daß sein „Beystand meinem Geiste eine Stärke ge- „geben, deren mein zerrütteter Körper nicht „mehr fähig ist. Ja, mein Prinz, ich kenne „sie nunmehr, die Tugend, die ich so lange „verachtet habe, ich liebe sie, ich fühle sie

„in meinem Herzen; denn ich fühle ihren „Trost. Du hast mein Leben gerettet, o „Hydras! du erhältst es noch täglich: dieß „ist großmüthig; du hast mein Herz geän„dert: dieß, dieß ist die größte deiner Wohl„thaten. Niemahls war ich in meiner Herr„lichkeit so glücklich, als auf diesem Ster„bebette. Gelassen und freudig erwarte ich „nun den Tod, dem ich ehemahls nicht an„ders, als mit Entsetzen entgegen sah. Dank „dir, o Himmel! daß du mir vor meinem „Ende noch einen so erhabenen Zeugen der „Tugend meines Freundes zugeschicket: das „einzige Glück, welches mir seine Großmuth „zu wünschen übrig ließ."

So sprach Oebar. Oefters hatten meine Ausrüfe und Thränen, öfters hatte sein Schluchzen und seine Schwachheit ihn unterbrochen. Gerührt fiel ich nun auch ihm um den Hals. Er küßte mich mit der feurigsten Entzückung. „So ist mir denn noch einmahl „vergönnt, rief er aus, die ganze Wollust „der Tugend zu fühlen! O Hydras! alles, „alles dieses kömmt von dir! —" Ungeduldig, seine Lobsprüche zu unterbrechen, fragte mich Hydras nunmehr, was für ein Zufall

mich in diesen Winkel der Erde geführet habe? Ich erzählte ihnen die Ursache und den Endzweck meiner Reise. — Du hast es gefunden, was du suchest, rief Oeber aus, hier ist sie, die größte Schönheit, hier ist sie! das Herz des Hydras. Führe meinen Wohlthäter deinem Vater, führe meinem guten Könige seinen weisen, seinen getreuen Diener zu, damit seine siegreiche Tugend zum Troste, zum Unterrichte, zum Glücke seiner Mitbürger noch einmahl in ihrem ganzen Glanze erscheine. Gib ihm Gelegenheit das Unrecht seines Vaters und meine Missethat zu ersetzen. — Lange weigerte sich Hydras, einen Freund zu verlassen, welchem er den Rest seiner Tage gewidmet zu haben schwur. Aber kurz darauf starb Oebar ruhig und sanft in den Armen des Hydras, und eine Bitte um den Segen des Himmels für ihn waren seine letzten Worte.

Hier endigte der Prinz seine Erzählung. Von neuem brach der König in die zärtlichsten Liebkosungen aus. Gedankt sey es euch, ihr Götter! sprach er, daß ihr meine Regierung durch ein Beyspiel so großer Tugend verherrlicht habt. Weinend standen die jüngern

gern Prinzen da. Der Sieg ist sein, riefen sie aus, der Sieg ist sein! Die Freunde des Königes, welche die Ehrfurcht bisher zurück gehalten hatte, fielen dem Hydras nun alle um den Hals und auf die Hände. Mit feuchten Augen küßten sie ihn. Der eine hieß ihn seinen Bruder, der andere seinen Vater. Jeder wußte eine Ursache zu finden, warum seine Rückkunft ihm eine grössere Freude, als den übrigen, verursachte. Die Königinn eilte, so bald sie die Nachricht erfuhr, ihm zuvorzukommen. Sie lief ihm mit offenen Armen entgegen. Ihre Vermählung mit dem Könige war sein Werk gewesen. Sie küßte wechselsweise ihn und ihren Sohn. Das Vergnügen des Volkes brach in einen lärmenden Jubel aus: Wo ist er, der alte Vater des Landes? wo ist er, der Redliche, unter welchem unser Glück grünte? Der König befahl, ihn in einem prächtigen Kleide mit großem Gepränge durch die Straßen der Stadt zu führen. Hinweg mit diesem elenden Staate! rief das Volk; in seinem schlechten Kittel wollen wir ihn sehen. In diesem ist er uns weit ehrwürdiger, als unter Gold und Seide. Der König erfüllte

das Verlangen des Volkes. Von so vielen Seelen die Straßen wimmelten, so viele Segenssprüche ertönten. Dieser erzählte, daß er seinen Vater wider die Ungerechtigkeit eines mächtigen Nachbarn beschützet habe; jener, daß er ihn als einen Waisen aufgenommen und versorgt. Freudenthränen flossen durch die ganze Stadt. Mädchen und Knaben eiferten um die Ehre, seinen Weg mit Bluhmen zu bestreuen. Von den Armen der Mütter lallten die Kinder seinen Nahmen. Auch viele von den Höflingen überließen sich, gleich dem Volke, den süßen Eindrücken der Menschlichkeit, und empfanden mit den übrigen die Macht der Tugend auf nicht ganz verdorbene Herzen. Andere, deren kleine Seelen eine so große Tugend nicht fassen konnten, zweifelten an der Wahrheit der Geschichte, oder suchten andere unedlere Ursachen des Verhaltens des Hydras ausfindig zu machen. Sie fürchteten sogar seine wiederaufkeimende Gewalt. Doch zwang sie die Allgemeinheit des günstigen Urtheiles zur Verstellung, und je geschickter ein jeder im Schmeicheln war, je mehr nahm er den Schein der Entzückung, und die

Spra=

Sprache eines Lobredners an. Aber aus allen Provinzen des Reiches schrien die ehrlichen Unterthanen dem Hydras ihren Segen, und dem ältesten Prinzen den Sieg über seine Brüder zu.

Mir bleibt nichts übrig, meine Söhne! sprach endlich der König, als den allgemeinen und euren eigenen Ausspruch zu bestätigen. Gobryas hat uns eine Gattung des Schönen gewiesen, dessen Anschauen unsere neugierigen Blicke nicht ermüdet, dessen Empfindung nicht einer kleinen Anzahl von Kennern vorbehalten ist, dessen Erforschung die Gränzen unseres Verstandes nicht übersteiget. Er hat es nicht in den Wüsten Arabiens, nicht bey den stolzen Griechen, nicht bey den eingeschlossenen Priestern Persiens gesuchet. Er hat es in seinem Vaterlande, unter uns, in einem, den wir alle lieben, gefunden. Er hat uns seinen Vorzug nicht durch Gründe bewiesen. Es war genug, es uns zu zeigen, um seine ganze Macht vor Augen zu sehen. Denn die Tugend bemeistert sich durch ihre unwiderstehliche Schönheit aller Kräfte unserer Seele. Empfindung, Leidenschaft, Vernunft, alles reißet sie an sich.

sich. Sie verbindet alle Eigenschaften des Schönen: das Einfache der Natur, die Ordnung der Kunst, die Ueberzeugung der Wissenschaft, und leider auch die Seltenheit. Ja, meine Söhne, wenn sich die göttliche Schönheit dem Auge der Menschen unterwerfen wollte, so zweifle ich nicht, sie würde die Gestalt eines Hydras an sich nehmen, sie würde in eine tugendhafte Seele heruntersteigen. Die Tugend ist das Ebenbild der Götter, und ihr edelstes Geschenk; sie ist die Quelle der lebhaftesten Freuden, des reinesten Glückes, sie ist das Glück selber. Und bey wem kann ihre Liebe nützlicher werden, bey wem ist sie nothwendiger, als bey dem Vater eines Landes? — Theile, mein Sohn, von nun an die höchste Gewalt mit mir! und du, Hydras, leuchte du unsern Schritten mit der Fackel deiner Vernunft. Laß die Tugend niemahls ungetröstet, niemahls ungeehret von unserm Throne hinweggehen. Hilf sie uns unter dem Schleyer ihrer Bescheidenheit entdecken; hilf sie uns in der stillen Einsamkeit aufsuchen, die sie so sehr liebt: denn gern läßt sich der Tugendhafte von demjenigen finden, der ihm gleicht.

Ich

Ich weiß es, ihr meine übrigen Söhne! mein Urtheil reizet euch nicht zum Neide. Ihr habt es selber ausgesprochen, und euer Zuruf macht die Wahl des Gobryas fast zu eurer eigenen. Glücklich ist unser Land, wenn ihr durch Eintracht, wie durch das Blut verbunden, euren Verstand und die Kenntnisse, die ihr auf euren Reisen gesammlet, mit ihm auf das Wohl unseres Volkes verwendet; wenn ihr in allen Theilen der so schweren Staatsverwaltung, in allem was zur Ruhe, zur Aufnahme, zur Ehre des Reiches gehöret, ihn mit eurer Hülfe unterstützet. Aber lernet, o! lernet zugleich, daß keine Wissenschaft dem Menschen anständiger und angemessener ist, als die Lehre von der Tugend; daß die edelste Nachahmung diejenige ist, durch welche die Seele des Menschen dem reinesten Geiste, der Gottheit, ähnlich zu werden trachtet; daß endlich die gesammten Kräfte der Natur nichts schöneres, nichts erhabneres, nichts liebenswürdigeres hervorbringen können, als einen tugendhaften Mann.

Der Zauberbecher.

Nach dem Ariost.

Ich hab' es schon gesagt, und sag' es itzt
aufs neue:
Ein Ehemann, den gegen seines Weibes
Treue
Ein Kitzel falscher Ehre zu empfindlich
macht,
Und der, gequält durch eifersüchtigen Ver-
dacht,
Forscht, grübelt, jeden Umstand, jeden
Schritt ergründet,
Hat nichts, als seinen wohl verdienten Lohn,
Wenn er, was er gefürchtet, wirklich findet.
Zwar könnt' ich hier, wie andre schon
Vor mir gethan, mit langen, tiefen
Schlüssen
Beweisen: Von der Brüderschaft Vulkans
zu seyn
Sey nichts, wenn wir es nicht, sey wenig,
wenn wirs wissen.
(Denn in der That hat mit des Weibes
Küssen
Des Mannes Ehre nichts gemein,
Und durch die Theilung wird ihm selber
nichts entrissen.)

Ich könnte selbst behaupten, daß die Schwägerey
Ein Glück, ein wahrer Vortheil sey.
Denn lacht nicht alles einem solchen Mann entgegen?
Geschmeidig, wie ein Handschuh, ist sein Weib,
Sie gönnet, sie verschafft ihm jeden Zeitvertreib,
Sie läßt auch ihn des Wechsels ohne Murren pflegen,
Ist immer heiter, nennt ihn stets mein Kind, mein Schatz.
Man lobet, was er spricht, man fliegt, wenn er befiehlet;
Die besten Bissen sind für ihn, für ihn der Ehrenplatz.
Man zahlt die Gläubiger, verlieret, wenn er spielet;
Beweist durch Beyfall ihm die Klugheit seiner Wahl,
Und hält die Zärtlichkeit des Weibchens stets im Gange.

Ihr Reiz gewinnt dabey. Die Schöne wird
im Zwange
Nur mürrisch und verwelkt. Helenens
Ehgemahl
Fand sie weit schöner noch, seit Paris ihm
sie stahl.
Hier aber will ich nur dich, Leser, überzeugen,
Wie thöricht überhaupt in Fällen dieser Art
Des Mannes Vorwitz sey; da Zuversicht
und Schweigen
Auf beiden Seiten ihm Verdruß und
Schmach erspart.
Denn, ist sein Argwohn falsch, und hat die
keusche Nymphe
Des Buhlers Bitte nicht erhört:
Weh ihm alsdann! sie wird, durch Tugend-
stolz empört,
Ihm zur Tisiphone, bestraft ihn mit dem
Schimpfe,
Der einen Mann am wirklichsten entehrt,
Zwingt ihn ins Joch; wo nicht, so führt die
Lust zur Rache
Sie eben auf den Punkt, den er so ängstlich
flieht,

So wird sie lüstern nach der scharf verbothnen Sache,
So ist er selber Schuld an allem was geschieht.
Ist endlich sein Verdacht gegründet, —
Schwer ist die Probe stets, die That sey noch so wahr,
So ist doch selten der Beweis so klar,
Daß nicht das Weib zum Läugnen einen Ausweg findet, —
Allein ist der Verdacht gegründet,
Hat er mit eignen Augen alles angesehn:
Meint denn der Thor, sie werde, das Vergehn
Bereuend, allen Buhlern Ohr und Herz versagen,
Und künftig keinen Schritt sich zu ergetzen wagen?
Fürwahr! dann muß er Lieb' und Weiber schlecht verstehn.
Jedoch dieß sey genug zu meinem Vorberichte.
Itzt, Leser, weiter zur Geschichte!

Durch ganz Italien, vom obersten Turin
Bis zu des Stiefels Sohle hin,
Unabgesetzt, wenns möglich wäre, fortzufliegen,
Ist Reinholds Wunsch, damit nicht sonder ihn
Die Heere Karls in Afrika den bis dahin
Verjagten Agramant besiegen.
Von Basel kömmt er her, und rennet Tag und Nacht,
Sieht hinter sich Verona, Mantua verschwinden,
Und wird auf seinem Laufe zu dem Po gebracht,
Da gleich das Hausgesind der Nacht
Beschäftigt ist des Himmels Lampen anzuzünden.
Hier steht er, überlegend, ob die Menschlichkeit
Nicht fodre, wenigstens auf kurze Zeit
Dem schnaufenden Bajard den Sattel abzubinden.
Indem er steht und sinnet, kömmt ein Edelmann
Herbey, verneigt sich tief, und hebt zu reden an:

Vergebt mir meine Frage! knüpfet Euch die Ehe
An eine Frau? Der Ritter, der nicht fassen kann,
Was diese Neugier soll, erwiedert ihm: Ich stehe
Im Kirchenbuche, ja! doch was liegt Euch daran?
Das freut mich sehr, versetzt ihm jener wieder:
Damit Ihr lernt, warum ich diesen Schritt gethan,
So nehmet mein Erbiethen an,
Und laßt Euch diese Nacht in meinem Hause nieder;
Da sollt Ihr sehn, was jeder Ehemann
Nicht anders als mit größter Freude sehen kann.

Gelegenheit die Nacht gemächlich zuzubringen,
Und mehr noch, Neubegier nach wunderbaren Dingen,
Die nie in ihm entschläft, bestimmet den Entschluß
Des Ritters: seines Wirthes Fuße folgt sein Fuß.

So weit ein Pfeil vom Bogen flieget,
Nicht weiter von der Straße, hart am
Flusse lieget
Das edle Schloß, und durch das offne
Thor
Ergießet sich sogleich der Diener Chor
Mit Fackeln in der Hand, bey deren Helle,
Auf allen Kleidern Gold und Silber blitzt;
Und Reinhold trifft, nach kaum betretner
Schwelle,
Mehr Reichthum an, als mancher Fürst
besitzt.
Geführt nach einem hohen säulenreichen
Saale,
Erblickt er in der Mitte zu dem Abendmahle
Den goldbeschwerten Tisch schon aufgestellt.
Sie setzen sich. Es regnet Schnepfen und
Fasanen,
Nebst Hahnenkämmen, Ortolanen,
Und Wein, der am Vesuv und Aetna fällt.
Beschäftigt zwar mit sich, blickt dennoch
unser Held
Oft auf den Wirth, bemerkt, daß ihm kein
Bissen schmecket,

Daß finstrer Ernst ihm Stirn und Augen
decket,
Daß die Musik, die rauschend von der
Bühne klingt,
Sein Ohr, verstopft durch Schwermuth,
nicht durchdringt,
Und daß er manchen Seufzer insgeheim
verschlingt.
Dem Glimpfe treu, will Reinhold keine
Fragen
Nach seines Kummers Ursach wagen;
Doch als er merkt, die Tafel geh'
Zu Ende, fragt er, wie's mit dem Verspre-
chen steh',
Und welch ein Wunderding er ihm zu zeigen
habe.
Der Herr des Hauses winkt. Ein Edelknabe,
Zu diesem Amt allein bestellt,
Der ein Gefäß auf einem goldnen Teller hält,
Erscheinet, sich verbeugend, in dem Saale,
Und tritt vor seinen Herrn. Des Bechers
breite Schale
Gießt der bis an den Rand mit rothem
Weine voll,

Und sagt ihm, daß er ihn dem Gaste
reichen soll.
Mit einem Lächeln, näher an der Thräne
Als an der Freude, hebt er endlich an:
Dieß ist das Wunderding, von dem ich wähne,
Herr Ritter, daß ein kluger Ehemann
Es nie genug erheben kann.
Nichts liegt ihm billig näher an,
Als zu erforschen, ob die Gattinn ihrem
Bande
Getreu verbleibt, ob ihm ihr Wandel
Schande,
Ob er ihm Ehre bringt, ob er sie schätzen
kann,
Ob er sie hassen soll. Denn einen armen
Mann
Sieht man oft in dem ganzen Lande
Der Hörner wegen spöttisch an,
Die er allein nicht sehen kann.
Gelingt es aber ihm, der Sache Grund zu
wissen,
So weiß er auch zugleich, was ihm zu thun
geziemt.
Denn ist sie keusch, so liebt und rühmt

Er sie mit Sicherheit. Geht sie nach fremden Küssen,
So handelt er (ihn treibe seine Sinnesart
Nun zur Verachtung oder Rache)
Doch immer in gerechter Sache.
Drey Uebel werden ihm gewiß dadurch erspart:
Des Zweifels Marter, das ist Eines,
Und habt Ihr es gefühlt, kein kleines;
Hiernächst das Unrecht, welches rasche Wuth
Oft einer keuschen Gattinn thut;
Zuletzt der Dummheit Spott, wenn, vor der Welt entehret,
Der blinde Mann auf seines Weibes Tugend schwöret.
Wollt Ihr nun sehn, ob Euch die Gattinn Treue hält, —
(Ich glaube zwar, Ihr glaubts, und könnts mit Rechte glauben,
Auch such' ich nicht Euch dieses Glaubens zu berauben,
Den Ihr vielleicht noch nicht durch Proben fest gestellt;)

Allein

Allein liegt Euch daran, die Wahrheit zu
erfahren,
So soll die Wahrheit sich Euch selber
offenbaren.
Ihr sehet dieß Gefäß. Setzt Ihr es an
den Mund,
Und seyd Ihr auf der Stirne wund,
So wird der Wein Euch Bart und Kleid
begießen,
Und nicht ein Tropfen auf die Zunge fließen.
Sind aber Eure Schläfe glatt und unverletzt,
So leeret Ihr den Becher unbenetzt.
Nun frisch, Herr Ritter! macht die Probe!
Gewiß gereichet sie der gnäd'gen Frau zum
Lobe.
So redet er, und siehet starr auf seinen Gast,
Der lachend schon den Fuß des Bechers faßt,
Ihn schon den Lippen naht, doch unversehns
die Probe
Betroffen wieder unterbricht,
Den Becher niedersetzt, und sinnt, und
spricht:
Nein! großen Dank! ich trinke nicht.
Was ists mit allen diesen frevelhaften Fragen?

Ich

Ich habe stets gedacht, mein Weib sey mir getreu,
Und will es ferner denken. Mir ist wohl dabey.
Nichts tröstlichers kann mir ja doch der Becher sagen.
Und sagt er mir, was ich vorher
Schon denke, schlaf' ich dann mit einem Auge mehr?
Zudem ein bloßer Zufall kann der Probe schaden,
Und Qual auf mich, Verdacht auf meine Hälfte laden.
Gesetzt, daß meine Hand den Becher zitternd rückt,
(Ich bin zuweilen ungeschickt)
Daß man mich stößt, daß Lust zu niesen mich ergreifet,
Daß eine Fliege nur mir an die Nase streifet,
Daß gar der Becher mich für einen andern nimmt:
Wie dann? Auch dünket mich, es sey von Gott bestimmt,
Daß wir dergleichen Dinge nicht erfahren sollen.

Und wenn wir doch mit Macht den Vorwitz
stillen wollen,
Ey! so verdenk' ich es auch einem Weibe
nicht,
Das einem Triebe folgt, der mehr als Vor-
witz sticht.
Schon Vater Adam hat es theuer zahlen
müssen,
Daß er zu klug zu seyn gesucht.
Ich selbst hab' oft darum auf ihn geflucht.
Was meine Frau abwesend thut, zu wissen,
Das ist die mir verbothne Frucht.
Hier habt Ihr den Entschluß, auf welchem
ich bestehe.
Setzt mir den Becher weg, daß ich ihn nicht
mehr sehe.
Er stößt ihn fort, und sieht den Herrn
des Hauses an,
Und sieht, daß ihm aus jedem Auge
Ein heißer Bach gesalzner Lauge
Zum Bart herab rinnt. Hätt' ich dieses
auch gethan!
Dieß er: O! warum kamt Ihr nicht vor
mehrern Jahren,

Und riethet mir den Frevel ab?
Verflucht, wer mir den Rath, wer mir den Becher gab!
Seit dem ich meine Schmach erfahren,
Ist all mein Glück und meine Ruhe hin.
Doch es ist Zeit, den Vorhang aufzuziehn,
Damit ich den Verlauf der Dinge
Von ihrem Anfang her Euch vor die Augen bringe.

Dort oben lieget eine Stadt,
Um deren Mauren sich ein Fluß zum See verbreitet,
Der, wenn er sich an ihr genug ergetzt hat,
Hinab zum Po zufrieden gleitet.
Da zeugte mich ein Paar, zwar edel, doch nicht reich,
Und ich war ihre Lust und ihre Last zugleich.
Des Glückes schiefen Blick ersetzte mir die Güte
Der billigen Natur. Ich wuchs zu solcher Blüthe
Der Schönheit auf, daß ich im ersten Jünglingsjahr
Schon aller Schönen Flamme war.

Auch

Auch fügt' ich zu dem Reiz einnehmendes Betragen;
Wiewohl es übel steht, dieß von sich selbst zu sagen.
Es lebte da zu gleicher Zeit
Ein Mann von ganz erstaunender Gelehrsamkeit,
Der aber, sonderbar in seinem ganzen Wesen,
Sich niemahls eine Braut erlesen,
Die Bande Hymens stets geflohn,
So daß er auf der Neige seiner Jahre schon,
Als er die Einsamkeit des Alters überdachte,
Doch noch der Ehe gram, ein schönes Weib bewog,
Daß es als Freundinn, ungetrauet zu ihm zog,
Und heimlich ihn zum Vater einer Tochter machte.
Die Mutter starb. Das Mädchen wuchs heran.
Das Halstuch fing sich schon zu regen an,
Als einst der Vater bey sich dachte:
„Der Fleiß der dich vergräbt, das Alter, das dich drückt,

„Macht dich hinfort dein Kind zu hüten ungeschickt,
„Ein Mädchen, um so mehr geneigt zu freyer Liebe,
„Als nie der Apfel weit vom Stamme fällt;
„Wie erst, wenn es in der verderbten Welt
„Bey deinem Tod' allein unausgebildet bliebe?"
Er gab, dieß war der beste Rath für ihn,
Das Mädchen einem Kloster zu erziehn.
So lebhaft, rasch und eitel es zuvor gewesen,
So fromm und sanft war es in kurzer Zeit,
Beschäftigt nur mit Singen, Bethen, Lesen,
Mit Uebungen der Häuslichkeit,
Erbauung und Bescheidenheit.
Kein freyer Blick, kein loses Wort, kein Buch zum Preise
Der Liebe. Nannte sie der Nonnen eine schön:
Pfuy! rief sie, seyd Ihr klug? könnt Ihr auf Reize sehn,
Auf übertünchten Staub, der Würmer nahe Speise?
Es konnten Heilige bey ihr zur Schule gehn.

In Weiberarbeit ließ sie sich nichts ab-
gewinnen:
Im Sticken glich ihr Pallas nie,
Die Parzen wußten nicht so fein, als sie, zu
spinnen,
Arachne webte nicht, wie sie.
Ihr Ruf erscholl im ganzen Lande.
Der Vater, welcher sie nun reif zum Ehe-
stande,
Sich aber seinem Ende nah,
Und unermeßlich reich an Geld und Gütern
sah,
Erklärte sie für echt, verschrieb ihr sein
Vermögen,
Und sah sich dann in Mantua
Nach einem Jüngling um, der ihm der
Sitten wegen,
(Auf Reichthum sah er nicht) der Tochter
auch dabey
Von Seiten der Gestalt anständig sey.
Zu meinem Unglück oder Glücke
War ichs, auf den sich seine Blicke
Vor andern hefteten, und seiner Tochter
Wahl

Bestätigte die seine so vollkommen,
Als hätt' er nur von ihrem Herzen Rath genommen.
In wenig Tagen ward ich ihr Gemahl.
Die Mitgift war dieß Schloß, mit allem was man siehet,
Nebst einer Herrschaft, welche sich
Drey Meilen weit umher von allen Seiten ziehet.
Wer jemahls glücklich war, Herr Ritter, das war ich.
Entsprossen aus dem ärmsten Stamme,
Zu solchem Glanz erhöht! verliebt, und wie geliebt!
Mit allem Taumel einer ersten Flamme.
Ein Weibchen, reizendschön, in jeder Kunst geübt,
Bey der, durch klösterliche Zucht gedämpfet,
Lebhaftigkeit mit Scham geflissentlich
Selbst bey erlaubten Küssen kämpfet!
Mein Schatten war sie, der nie von mir wich;
Mein Spiegel; froh, betrübt, voll Ernst, voll Scherz, wie ich.

Zuletzt ein Vater, welcher sich
Durch unsre Liebe glücklich schätzte,
Der täglich uns durch Unterricht ergetzte,
Und dem das Schauspiel unsrer Eintracht offenbar
Verlängerung des Lebens war!
Er starb, und bald nach ihm auch meine Freude.
Zwar kurze Zeit hielt Amor noch uns beide
Mit seinen warmen Flügeln ruhig zugedeckt;
Doch höret nun, was unsern Zwist erweckt.
Auf einem nah gelegnen Schlosse
War eine Feye, Karabosse:
Kein Stück der Zauberey war dieser unbekannt,
So daß an Wissenschaft ihr alle Hexen wichen,
Daß Circe selbst, mit ihr verglichen,
Von Teufeleyen kaum das Abece verstand.
Nun diese Karabosse fand
Mich einst auf einer Jacht. Mich sehn, vor Liebe brennen
War Eins. Der Liebe widerstehn, dieß können

Auch Feyen nicht. Allein verloren war an
mir
Der Zauber ganzer Kram, das Haspeln,
Haare kochen,
Das Bild von Wachs ins Herz gestochen,
Und jede Sympathie, und jedes Elixier.
Die Zauberinn mit allen ihren Schwüren
War nicht so stark, als meine Liebe zu
Semiren:
So heißt mein Weib. Unmöglich war es
mir,
Daß ich der Feye nur die kleinste Gunst
gewährte,
Die meiner Gattinn zugehörte.
So schön die Feye war, so heiß in ihr
Die Liebe loderte, so sicher ich es wußte,
So sehr ich sie bedauren mußte,
So konnt' ich doch kein Fünkchen aus der
ersten Gluth
Auf einen fremden Altar tragen. Herz und
Muth,
Die ganze Seele, mit dem ganzen Leibe
Hing fest an meinem treuen Weibe.
Bey dem Vertrauen, bey der Sicherheit
Von

Von ihr geliebt zu seyn, ihr Herz allein zu
haben,
Hätt' ich die an dem Idaberg' in alter Zeit
Dem königlichen Hirten angetragne Gaben
Verschmäht. So kalt ich nun der Feye
mich erwies,
So glückte mirs doch nicht, daß sie mich
ruhig ließ.
Einst traf sie mich allein. Mit umge-
stimmter Leyer
Hieß nun ihr Lied, sie habe sich bekämpft,
Die Leidenschaft in ihrer Brust gedämpft,
In Freundschaft aufgelöst. Sie pries das
keusche Feuer
Der Gatten, pries des Ehefriedens Seligkeit,
Empfahl mir selbst Beständigkeit,
Besonders wenn ich es durch sichre Proben
wisse,
Daß auch Semire mich mit reinen Lippen
küsse. —
Deß bin ich so gewiß, als dort die Sonne
steht,
Versetzt' ich ihr. Und sie: Dein Glaub'
o Jüngling, geht

Vielleicht zu weit. Wer hat ihr Herz be-
krieget?
Hast du den Kampf gesehn? gesehn, daß sie
gesieget?
Was brauch' ich es zu sehn? sprach ich: ge-
nug, ich weiß,
Ein Fürst verlöre Schätze, Zeit und Fleiß
Bey meiner Gattinn. Wohl! erwiedert
mir die Feye,
Wenn sie so fest an ihrer Tugend hält,
So sagt sie dir gewiß, daß ihrer Treue
Gleich itzt ein Buhler täglich Fallen stellt. —
Ein Buhler? ihr? davon hab' ich kein Wort
vernommen.
Seit wann? wie heißt er? läßt mein Weib
ihn vor sich kommen?
Woher erhieltst du den Bericht?
Bist du der Sache sicher? — Karabosse
spricht:
Du kennest jenes Schloß, das auf dem
Hügel sitzet,
Den der gespaltne Po mit dopplem Horne
schützet,
Da wohnet, wie du weißt, Adrast,

Den

Den du vor kurzem erst bey dir bewirthet hast.
Bemerktest du, wie sehr er damahls für Semiren
Entbrannte? Läßt sie dich die heißen Briefe sehn,
Die er ihr täglich schreibt, durch Lieb' ihr Herz zu rühren?
  Adrast? mein Freund? mir sollte das von ihm geschehn,
Und von Semiren? nein! fiel ich ihr in die Rede:
Hat er es je gewagt, so wies sie, hart und spröde,
Ihn ab. Allein es ist Unmöglichkeit,
Daß auch Adrast so sehr der Freundschaft Recht entweiht.
  Der Freundschaft? ja! dieß ist die rechte Zeit
Der Freundschaft, sprach sie lachend: Gott erbarme
Der Freunde sich. Such' einen Freund, der widersteht,
Wenn ihm ein Weib nur Einen Schritt entgegen geht,

Ihm winkt, mit ausgespanntem Arme
Und halb entblößter Brust ihm flüstert:
Ich bin dein!
Doch dieß geschieht nur, sag' ich, insgemein;
Adrast mag freylich weit gewissenhafter seyn.
Ich will dich nicht durch Zweifel kränken.
Laß uns nicht mehr daran gedenken.
Hier brach sie listig ab. Allein das schnelle Gift
Des Argwohns fing schon an mein ganzes Herz zu fassen.
Nein, rief ich, nein! zu nah betrifft
Mich dieser Punkt, um ihn ununtersucht zu lassen.
Du, die du so gelehrt in allen Künsten bist,
Weißt du kein Mittel auf der ganzen Erde,
Durch welches ich genau belehret werde,
Ob meine Gattinn züchtig ist?
Du dauerst mich, sprach sie, nach einer kleinen Pause.
Wohlan! ich schlug die Wunde dir,
So komme denn die Heilung auch von mir.
Erkundige dich erst in deinem Hause,
Ob nie dein Weib Adrasten insgeheim gesehn,

Ob Bothen von und zu ihr gehn.
Erfährst du was, das meiner Nachricht
gleichet,
So stelle morgen dich hier wieder ein,
So soll es gleich entschieden seyn,
Ob sie gescheitert hat, ob sie die Segel
streichet.
Den Groll verbeißend, komm' ich in mein
Schloß,
Befrage heimlich klein und groß,
Und höre, daß seit wenig Tagen
Ein Diener des Adrast, verkleidet, und bey
Nacht,
Semiren einen Brief gebracht,
Doch keinen wieder fortgetragen.
Auch dieß war mir genug. Wie ungedul-
dig ich
Die Zeit erwartete, der Feye zu erklären,
Was ich entdeckt, und mehr von ihr zu
hören,
Dieß denket Euch. Mitleidig äußerlich,
Von innen froh, vernahm sie mich,
Und reichte mir mit großem Lobe
Den Becher zur gewissen Probe.

So sehr das Herz mir schlug, als ich den
Kelch empfing,
So furchtsam bey den ersten Zügen
Ich zauderte, so lebhaft wurde mein Ver-
gnügen,
Als der Versuch gerieth, und nichts daneben
ging.
In meiner Freude bat ich Karabossen,
Mir diesen Schatz nicht wieder zu entziehn.
Die Feye ließ mir ihn.
Sorgfältig hielt ich ihn verschlossen;
Schloß mich des Tages zweymahl, drey-
mahl ein,
Und trank, und immer blieb mir Bart und
Busen rein.
Doch da der Argwohn niemahls stille
stehet,
Und immer grübelt, immer weiter gehet,
So dacht' auch ich dem Becher weiter nach:
Was nützt er dir? erst die vollbrachte
Schmach
Zeigt er dir an; macht er sie ungeschehen?
Allein den Fall vorherzusehen,
Das Herz des Weibes auszuspähen,

Ob sie dich nicht durch Willen schon entehrt,
Dieß wäre noch der Mühe werth.
Für diese neue Grille sucht' ich bey der Feye
Von neuem Rath. Sie gab mir ihn aufs neue.
Du siehest, sagte sie, noch hat es keine Noth;
Allein Adrast, ich weiß es, stellt Semirens Treue
Noch immer nach, und minder ihr Verboth,
Als deine Gegenwart hat er bisher gescheuet.
Er weiß, daß deine Gattinn, nie von dir befreyet,
Ihm unzugänglich ist. Versuch es nun, Geron,
(So nennt man mich) entferne dich auf vierzehn Tage;
Gib vor, du ziehest weit davon;
Verreise, komm zu mir, und thu was ich dir sage.
Ich geh' es ein. Mit banger Zärtlichkeit
Entläßt Semire mich, gibt mir auf eine Meile
Mit Küssen und mit Thränen das Geleit,

Und bittet mich, daß ich doch ja nur kurz
verweile.
Ich, bis zur Thräne selbst erweicht,
Schon fast bereuend, was ich unternommen,
Ich weiß nicht mehr, wie ich der Feye Schloß
erreicht.
Zwey Tage ließ sie mich nicht aus dem Zim-
mer kommen,
Stand mir mit Troste bey, gab mir durch
Hoffnung Muth,
Und sagte nicht ein Wort von ihrer alten
Gluth.
Den dritten Tag kam sie mit einem Ringe:
Sieh, sprach sie, welch ein Kleinod ich dir
bringe!
So bald es deinen Finger faßt,
So wirst du zum leibhaftigen Adrast;
Verläßt es ihn, so wirst du zum Geron aufs
neue.
Erforsche so des Weibes Treue;
Schickt sie dich unerhört zurück,
So lebe dann vergnügt, und danke mir dein
Glück.

Erfreut ob diesem Wunderdinge,
Stellt' ich mich einem Spiegel dar,
Und sahe selbst, bey oft geschobnem Ringe,
Daß die Veränderung bis auf das kleinste Haar,
Bis auf der Stimme Ton so gar
Vollkommen jedes Mahl mich selbst betriegend war.
Nun flog ich der Gewißheit meiner Sache
Entgegen. Als Adrast ritt ich den Hof hinein,
Stieg, meines Hauses kundig, bis zum Schlafgemache
Semirens, fand sie lesend, traurig, ganz allein,
Nach Wunsche. Zorn und Schrecken sprachen ihre Blicke,
Als ich erschien; mit Würde wies sie mich zurücke.
Bewandert in der Sprache der Galanterie,
Warf ich mich ihr zu Füßen, bat sie, mir zu trauen,
Versprach ihr Ehrfurcht, und erweichte sie:

Beym Lobe, (denn dieß ist das beste Netz für
Frauen)
Beym Lobe fing ich an, erhob den süßen
Blick,
Der Wangen Schmelz, den schlanken Wuchs,
des Mannes Glück.
Umsonst; Semire blieb ein wahres Fel-
senstück.
Nun spring' ich über zur Erwähnung meiner
Liebe,
Schwör' ihr die zärtlichsten, die dauerhaft-
sten Triebe,
Beklage mich, daß sie so manches Blatt
Mit keinem Wort erwiedert hat,
Such' alle Phrasen auf, die harte Herzen
brechen,
Und spreche von Vergiften, von Erstechen.
Auch diesen Angriff stößt sie stolz zurück,
Und gibt mir nichts, als einen höhn'schen
Seitenblick.
Bisher ging alles gut. Ich stimme nun die
Rede
Zur Freundschaft, zur Empfindsamkeit,
Befrage sie, ob kein geheimes Leid

Sie drücke, zeige mich zu Rath und That
bereit.
Mit einem tiefen Seufzer fängt die Spröde
Sich endlich mir zu nähern an.
Erhebt die Freundschaft, als die Nothdurft
weicher Seelen,
Den einz'gen Trost für die, die sich im Stil-
len quälen;
Nur schein' es ihr gefährlich, mich zu
wählen. —
Versprüche, Schwüre werden drauf gethan. —
Und nun hebt sich die Litaney der Klagen an,
Und alle fallen, und auf wen wohl, als den
Mann?
Der war seit kurzer Zeit, gleich seinem gan-
zen Orden,
Ein Murrkopf, ein Tyrann geworden,
Kalt, oft abwesend, über alles aufgebracht,
Und sparsam gegen sie, die doch ihn reich
gemacht.
Zwey Glocken sind, Herr Ritter, welche,
wenn sie läuten,
Dem Buhler, der mit einer Spröden ficht,
Den nahen Sieg gewiß bedeuten:

 Wenn

Wenn sie den Mann verklagt, wenn sie von
Gelde spricht;
Und beide hört' ich nun in vollem Schwunge
brummen.
Was konnt' ich, als auf mich mit meinem
Weibe schmähn?
Als sie bedauren? mein Vergehn
Vergrössern? ihr erklären, daß so große
Summen
Sie nur verlang', ihr gern zu Dienste stehn?
Wahr ists, nicht ohne lange Gegenwehre
Ging sie den letzten Punkt, und nur zum
Borgen, ein;
Allein wir wissen schon, für einen kahlen
Schein
Gibt man ein kostbar Pfand, des theuren
Gatten Ehre.
Die nächste Sorge war, was unter uns
geschehn
Dem Manne fleißig zu verhehlen,
Und Mittel uns zu schreiben, Mittel uns zu
sehn,
Und dann für beides Zeit und Ort zu wählen.

Voll Zärtlichkeit ergriff ich nun Semirens
Hand.
Sie zuckte nicht, als sie den Kuß darauf
empfand;
Zum Lamme ward der Fels. Mein Kuß stieg
auf zur Wange,
Und dieser wurde gar fast ohne Wider-
stand
Erwiedert, als ein Freundschaftspfand.
Mir selber wurde nun vor weitern Siegen
bange.
So kirre war mein Weib, so deutlich die
Gefahr,
In welcher ich mich selber zu entehren war,
So heftig sprudelte zugleich in mir die Galle,
So bebten mir die Glieder alle,
Daß ich, nicht mehr im Stande länger zu
verziehn,
Den Ring vom Finger riß, und als Gemahl
erschien.
Mit einem lauten Schrey fuhr meine Frau
zurücke.
Wir standen zwey Gespenstern gleich
Einander gegenüber, stumm und bleich,

Mit offnem Munde, starrem Blicke.
Am ersten brach ich los: Ha! Falsche, hab' ich dich
Ertappt? Kein Wunder, wenn ich dir das Leben nähme.
Ist dieß der Preis, um den du mich
Verrietheſt, wenn ein Käufer käme?
Hinweg! mir aus den Augen! schließe dich allein,
Bis mein Befehl dich ruft, in deine Kammer ein!
Mit Thränen nur antwortet mir die Ungetreue,
Allein mit Thränen mehr des Zornes als der Reue,
Fährt auf, entfernet sich. Ich kehre zu der Feye
Zurück, erzähl' ihr den Verlauf,
Und packe neuen Rath für mein Betragen auf.
Unnützer Vorrath! Spät erst komm' ich wieder
Hierher, und siehe da! verschwunden ist mein Weib.

Die Nachricht heißt: Sie stieg, wie sonst, zum Zeitvertreib,
So bald ich mich entfernt, in ihre Gondel nieder,
Stach plötzlich mitten in den Fluß,
Und flog davon, und winkte scheidend einen Gruß.
Ich schicke gleich nach allen Seiten
Sie zu erfragen aus; allein von meinen Leuten
War keiner noch zurück, als schon ein Schreiben kam,
Aus welchem ich die Fülle meiner Schmach vernahm:
„In der Gestalt Adrasts hast du mich hintergangen;
„Allein Adrast, den ich so lang' um dich verschmäht,
„Hat mich auf meiner Flucht mit Freundlichkeit empfangen,
„Und ich verbleibe nun, wo mirs am besten geht.
„In Sicherheit bin ich in seinem Schlosse.

„Nur meinen Schmuck, nichts weiter, nahm ich mir,
„Mein ganzes übriges Vermögen laß' ich dir;
„Erfreue dessen dich mit deiner Karabosse."
So hieß der Brief. Ich, mitten in der Wuth,
Lief dennoch gleich, befragte meinen Becher.
Er wurde rein geleert; das hieß: Noch geht es gut.
Den Tag darauf floß schon die rothe Fluth
Zur Hälfte neben ab. Der Widerstand wird schwächer,
Dacht' ich, und zitterte. Das dritte Mahl
Floß nichts in meinen Mund, und alles auf den Saal.
Nun war es deutlich aus mit meines Weibes Treue.
Ich überließ mich meiner Qual.
Da kam, mich zu besuchen, die verschmitzte Feye,
Rieth mir Verachtung an, belachte meine Reue,
Hieß mich nach Freude gehn, und schwatzte mir aufs neue
Von ihrer ersten Liebe vor.

Sie

Sie dachte, nun sie mir die Gattinn weg-
getrieben,
Verhindre mich hinfort nichts weiter sie
zu lieben.
Allein sie merkte bald, daß sie, so wie zuvor,
All ihre Kunst an mir verlor.
Denn plötzlich stieg mirs nun zu Sinne,
Daß alles dieß durch sie geschehn;
Und war ich vormahls nie für sie geneigt
zur Minne,
So haßt' ich sie nunmehr, gleich einer
Spinne.
Sie, voll Verdruß, sich so verschmäht zu
sehn,
Entwich darauf aus ihrem Schlosse;
Und niemand hört seitdem von einer Ka-
rabosse.
Doch auch Semire schreibt mir nicht ein
Wort,
Und lebet zweifelsfrey mit ihrem Buh-
ler fort.
Drey Jahre schmacht' ich schon in diesem
Wittwenstande.
Mir meine Grillen zu zerstreun,

Lad' ich die Wanderer im Lande
Zu meiner offnen Tafel ein,
Und jedem, der sich in der Ehe glücklich schätzet,
Wird dieser Becher hingestellt.
Allein bey Gott! mehr Wein hab' ich schon zugesetzet,
Als Wasser hier der Po enthält,
Und keiner, der das Probstück unternommen,
Ist trocken noch davon gekommen;
Gleichwohl erscheinen sie zu tausenden bey mir;
Und auch nicht einer war so klug, als Ihr.
Indeß ist dieß mein Trost in meinem Wehe,
Daß ich die Brüderschaft so groß und vornehm sehe.
Denn einmahl ist der Mensch nun so,
Das Kreuz macht ihn zum Schadenfroh.

Hier schließt Geron die klägliche Geschichte.
Und Reinhold, der die Lippen auf einander preßt,
Und lange Zeit den Kopf nachdenkend wackeln läßt,
Spricht

Spricht endlich: Seht Ihr nun der schönen
Klugheit Früchte?
Doch außer dem, was ich von meiner Denkungsart
Hierüber Euch bereits geoffenbart,
Sind noch zwey Dinge, die mich schmerzen,
Die müssen mir auch noch vom Herzen:
Herr! das Begehren ging zu weit;
Ihr wolltet mehr als Möglichkeit.
An Eurer Stelle wär' ich fein daheim geblieben,
Und hätte meine Frau bewacht,
Und mich ihr angenehm gemacht;
Dann hätte kein Adrast das Spiel so weit
getrieben.
Doch habt Ihr sie versäumt, geplagt,
Ihr zur Ergetzlichkeit das Nöthige versagt,
Und dann begehrt, daß, wenn dem armen
Kinde
Ein Freund erscheint, der es beklagt,
Sein Herz beschleicht, ihm gibt, wornach
es fragt,
Daß der es taub und grausam finde.
Herr, das ist Narrheit, das ist Sünde.

Ein Weib ist doch von Fleisch. Seyd Ihr
so reich Ihr wollt,
Ich wette doch, durch List und Gold
Bring' ich Euch selbst dahin, zu thun was
Ihr nicht sollt.
Allein was mir an Euch ganz unbegreiflich
scheinet,
Ist dieß, daß wenn Ihr Eure Schmach so
sehr beweinet,
Und wenn Ihr doch so sicher wißt,
In wessen Händen Eure Gattinn ist,
Ihr hier so ruhig sitzt, und weder Wort
noch Waffen
Gebrauchet, Euch sie wieder zu verschaffen.
Semire mag nun ihre Pflicht
Verletzet haben oder nicht,
So will einmahl das Recht der Ehe,
Daß jedes Weib in der Gewalt des Mannes
stehe.
Ein Gatte der Verzicht,
Auf dieses Recht thut, und mit nassen
Und abgehärmten Wangen, oder auch gelassen
Und ruhig seine Frau in andern Armen sieht,
Unthätig bleibt, sie nicht zur Strafe zieht,
Und

Und von dem Buhler nicht Genugthuung
begehret,
Der ist es, der sich selbst entehret.
Herr Ritter, fiel Geron ihm ein,
Daß ich an Bothen und Spionen
Es nicht ermangeln ließ, deß könnt Ihr
sicher seyn;
Doch immer lief die Antwort ein,
Semire könn' unmöglich in dem Schlosse
wohnen,
Weil sie kein Auge je gesehn. Allein
Was richt' ich aus, wenn ich mit tausend
Knechten
(So viele sind mir unterthan)
Das Schloß belagere? Zur Linken und
zur Rechten
Verbeut der Po sich ihm zu nahn.
Weit reicher ist noch überdem Adrast an
Leuten,
Als ich. Tollkühnheit wär' es, wider die Natur
Und einen stärkern Feind zugleich zu streiten.
Der Zweykampf also bleibt mir nur.
Allein zu meiner Schande muß ichs Euch
gestehen,

Ich wag' es nicht ihn einzugehen.
Im stillen Mantua genährt, durch frühen Kuß
Verzärtelt und durch Ueberfluß,
Hätt' ich mit einem Feinde, der in Waffen
Kaum seines gleichen hat, zu schaffen.
So groß macht ihn der Ruf, daß hundert Ritter schon,
Die ich in meinem Schloß empfangen,
Und deren jeden ich ersuchte meinen Hohn
Zu rächen, alle sich entschuld'gend fortgegangen.
Mich ärgert es, erwiedert Reinhold, daß die Zeit
Mir nicht gestattet, diesen Streit
Zu wagen: sonst versichr' ich Euch bey meiner Ehre,
Daß morgen Euer Weib in Eurem Hause wäre.
Die Thräne kämpfet mit der Fröhlichkeit
Im Auge des Geron. Ach! ruft er, wenig Stunden
Genügen Euch dazu. Schon habt Ihr Euch verbunden

Die

Die Nacht hier zu verweilen; alles ist bereit.
Doch hört nun, was ich Euch für einen
Vorschlag thue.
Besteigt mit mir ein Both, und während
unsrer Ruhe
Bringt es uns unvermerkt bis an des Fein-
des Schloß.
Erfrischt seyd Ihr alsdann, erfrischt ist Euer
Roß.
Die Zeit des Aufrufs und der Schläge
Gewinnt Ihr doppelt an dem Wege.
Der Ritter toppt. Das ganze Haus wird
wird rege.
An Fleisch, an Früchten, Brot und Wein
Nimmt man so viel, als ob man nach Le-
vante zöge.
Kaum eingeschifft schläft Reinhold ein,
Durchschnarcht die ganze Nacht, und kaum
das laute Schreyen
Gerons vermag den Schlaf des Ritters zu
zerstreuen.
Man zeiget ihm das Schloß. Ein weißes
Frauenstift
Sticht gegen über aus dem Grünen einer Trift:
Hier

Hier landet man, und schickt vor allen Dingen
Den Herold ab, den Fehdebrief ins Schloß zu bringen.
Indessen bleiben beide vor dem Kloster stehn.
Die Frau Aebtissinn, hörend, daß zwey fremde Ritter
Zugegen sind, will in dem Glimpfe nichts versehn,
Und ladet sie vor ihr Gegitter.
Den Ruf nimmt Reinhold an; allein Geron, erpicht
Auf seinen Herold, folgt ihm nicht.
Nach kurzem Gruße fragen die begier'gen Nonnen,
Was ihnen denn das Glück verschafft
Den Ritter hier zu sehn? Und Reinhold, schnell besonnen,
(Weil es natürlich schien, daß man hier Wissenschaft
Vom ganzen Handel habe,) sagt der Schwesterschaft,
Warum er kömmt. Mit ängstlicher Geberde
Hört die Aebtissinn den Bericht,

Und

Und segnet sich, und spricht:
Zum Zweykampf? Herr des Himmels und der Erde,
Und alle Heiligen, gestattet nicht,
Daß Menschenblut vergossen werde!
Zu reden zwingt mich itzt, Gott sey's gedankt! die Pflicht,
Nachdem das Schweigen mir so lange schwer geworden.
Herr Ritter, in dem Schlosse sucht Semiren nicht;
Verborgen lebt sie hier. Ihr Mann, der Bösewicht,
Hat sie aus Eifersucht bedräut sie zu ermorden:
Da setzte sich das arme Weib in einen Kahn,
Und kam gerades Weges hier im Kloster an,
Beschwur uns, ihren Nahmen niemand zu gestehen,
Und läßt seitdem sich keiner Seele sehen.
Wie freut mich das, spricht der von Montauban,
Daß ich Semiren, und Semiren ohne Sünde,
Und mich des Zeitverlustes überhoben finde!

Zeigt ihr sogleich den Vorfall an,
Und bittet sie hierher! — Er eilt mit frohen Schlägen
Des Herzens schnell hinaus, und auf der Treppe springt
Geron, ihn suchend, ihm entgegen,
Der ihm des Herolds Anwort bringt:
Adrast beharrt darauf, er habe nie Semiren
Bewirthet, und gestattet Euch, sein Haus
Bis auf den letzten Winkel zu durchspüren;
Doch schlägt er auch den Kampf nicht aus.
Und Reinhold eilig: Laßt ihm sagen,
Es brauche keiner Fehde mehr,
Ich glaub' ihm auf sein Wort, und lobe sein Betragen. —
Was ändert Euren Sinn so sehr?
Fragt ihn Geron. Genug, erwiedert er,
Ihr sollt zufrieden seyn, wenn Ihr die Zeitung höret.
Verweilet hier, bis man Euch auf den Saal begehret.
Er kehrt zurück, und findet schon
Semiren am Gegitter. Ein bescheidner Schleyer

Verbirgt ihm ihren Reiz und ihrer Wangen
Feuer.
Schlank ist sie, wohl gewachsen von Person,
In ihren Reden klug, nur zitternd und be-
klommen
In eines unbekannten Richters Gegenwart,
Den man von ihrer Denkungsart
Vermuthlich nicht zu ihrem Vortheil ein-
genommen.
Doch durch die Wendung seiner Fragen
zeiget ihr
Der Ritter bald nicht weniger Begier
Sie für unschuldig zu erkennen,
Als sie Verlangen trägt sich selber weiß zu
brennen.
Von meinem Gatten kömmt des Zwistes
Ursprung her:
So spricht sie. Lange schon war mir bewußt,
daß er
Der Feye wohlgefiel, doch daß er ihren Trieben
Aus Treue widerstand. (Je zärtlicher wir
lieben,
Je fleiß'ger suchen wir den Gatten aus-
zuspähn.)
Mich freute dieser Sieg. Nur konnt' ich
nicht verstehn,

Warum er nie mir im Vertrauen sagte,
Daß ihn die Feye so mit ihrer Liebe plagte.
Nach reifer Ueberlegung sah ich ein,
Es müsse wohl vernünft'ger seyn,
Fruchtlose Nachstellung einander zu verhehlen,
Als ein empfindlich Herz durch eitle Furcht
zu quälen.
Dieß nahm ich mir zur Regel, als mir kurz
hernach
Adrast von seiner Liebe sprach.
Entschlossen, meine Gunst ihm niemahls zu
gestatten,
Wies ich ihn ab, und schwieg davon bey
meinem Gatten.
Jedoch, Herr Ritter, ich gesteh' es frey,
Mir selbst war nie recht wohl dabey
Zu Muth. So lebten wir, als plötzlich mein
Genosse
Die Saiten änderte, mich trotzig oft verließ,
Und schimpflichen Verdacht, nicht mir, den
Knechten wies.
Auch war mir wohl bekannt, daß seine
Karabosse
Ihn täglich sah, daß er die Jacht zum Vor-
wand nahm,
Und in dem Walde stets mit ihr zusammenkam.

Der

Der stille Kummer, den ich nährte,
Schlug in Verzweiflung aus, als mir Geron
erklärte,
Ihn ruf' ein wichtiges Geschäft nach Mantua,
Beym Abschied, ungerührt, mich fast ver-
gehen sah,
Auf seiner Lüge fest, aus meinen Armen eilte,
Zur Feye flog, drey Tage dort verweilte.
In dieser Lage war ich, da Geron
Mich als Adrast beschlich. Vermuthlich
wißt Ihr schon,
Herr Ritter, den Verlauf davon.
Nun frag' ich Euch, ists einem Weibe zu
verdenken,
Die man so jämmerlich betriegt, so bitter
höhnt,
Und die von Jugend auf an Zärtlichkeit
gewöhnt
Gewesen, daß sie sich nach einem Freunde
sehnt,
Und sich entschließt, ihr Leid in seine Brust
zu senken?
Wahr ists, mit jeder Gunst, die euch ein
Weib verleiht,
Verknüpft ihr Männer allezeit
Ein Ding von größrer Wichtigkeit;

Allein ein Kuß, der neuen Freundschaft
Siegel,
Schien mir die Unschuld selbst. Was ist
denn auch ein Kuß,
Den man oft wider Willen geben muß?
So dachte nicht Geron; sein Argwohn
hatte Flügel.
Mein Unglück wars, daß er nicht weiter in
mich drang,
An einem trocknen Kusse sich begnügte,
Zum ersten Unternehmen nicht das zweyte
fügte,
Mich nicht ihn zu zerkratzen zwang.
Die Raserey, die Wuth, zu welcher ich
entbrannte,
Als er verändert vor mir stand,
War um so heftiger, als ich der Feye Hand
In diesem Streiche klar erkannte.
Zu rasch, und weiter nichts, war der Ge-
danke nur,
(Denn leider! etwas hitzig bin ich von Natur)
Der Macht des Gatten zu entfliehen;
Doch war mein Absehn gleich ein Kloster zu
beziehen.
Und als ich dieses Haus auf meinem Wege
fand,

Das

Das gleich Adrastens Schlosse gegenüber
stand,
So fiel mir ein, an meinem Gatten
Mir noch die letzte Rache zu gestatten.
Ich schrieb ihm noch mit eigner Hand,
Ich hätte meine Zuflucht zum Adrast ge-
nommen,
Und würde niemahls wiederkommen.
Doch so behutsam hielt ich mich versteckt,
Daß noch bis itzt Adrast mein Daseyn nicht
entdeckt,
Und um mein übriges Betragen
Könnt ihr das ganze Kloster fragen.
Mit der Rechtfertigung scheint der von
Montauban
Zufrieden, zeigt zugleich Semiren an,
Welch Unrecht doch auch sie dem Gatten
angethan;
Zeigt, daß sein Umgang mit der Feye
Nur Eifersucht, nicht Liebe war.
Dann bringt er sie zur Sanftmuth, dann
zur Reue,
Dann stellt er ihr den Gatten dar.
Man wiederhohlet, man vergleicht aufs neue
Den beiderseitigen Verlauf,
Löst alle Zweifel glücklich auf,

Und Reinhold fodert nun vom Gatten und vom Weibe,
Daß weiter kein Verdacht in beider Herzen bleibe.

Allein der Becher? spricht Geron.
Je nun! Ihr seht es ja, der Becher hat gelogen,
Spricht Reinhold, und mit ihm habt Ihr wohl manchen schon,
Und hättet bald auch mich betrogen.
Der böse Geist hat ihn erdacht.
Durch ihn habt Ihr die Pest ins ganze Land gebracht.
Denn hier an dieses Flusses Strande
Regiert mehr häuslicher Verdacht,
Als in dem weiten Frankenlande.
Gebt diese Narrheit auf. Laßt jeden ungequält,
Der auf des Weibes Treue zählt.
Traut keinem Zauber mehr, und säumet nicht, Semiren
In Euer Schloß zurückzuführen;
Da werdet Eurer Liebe froh,
Und werft den Becher in den Po.

Zerbin

Zerbin und Bella.

Sechster Gesang.

Bericht.

Der Leser beliebe die sechs letzten Verse des fünften Gesanges im 3ten Th. S. 170. wegzustreichen, also, daß sich der Gesang mit dem letzten Verse der 169sten Seite schließe:

Und richten nach dem Kloster ihren Lauf.

Kommt her, ihr schönen Seelen alle,
Die ihr vielleicht in gleichem Falle
Mit der verlaßnen Bella seyd,
Und seyd ihrs nicht, (dieß wünsch' ich) doch an Zärtlichkeit
Ihr gleicht! kommt her zu mir! und höret
Ein neues Beyspiel seltener Beständigkeit.
Lernt, wie, wenn auch der Tod der Liebe Band zerstöret,
Doch zwischen Geist und Geist die Treue währet;
Wie sie sich, angefochten, stählt,
Und lieber Schwert und Grab, als neue Bande wählt.

Doch, Leser! eh ich dir, zerfließend vor Gefühl,
Der edlen Bella Tod entwerfe,
Ists nöthig, daß ich meinen Kiel
Zur Schildrung eines rauhen Sarazenen schärfe,
Des wilden Rodomont. Der Mauren ganze Schaar
Hat keinen, dessen Länge seinen Wuchs erreichet,

Hat keinen, dessen Stärke seiner Stärke
gleichet.
Den harten Leib bedeckt ihm dichtes, wildes
Haar,
Ein erster Panzer. Sieben Schlangenhäute,
Geleimt zu wunderbarer Härte, sind der
zweyte.
Die trotz'gen, stolzen Augen funkeln durch
die Nacht
Herunterhangender und dicker, wilder
Brauen.
Auch freundlich wirken ihre Blicke Furcht
und Grauen.
Des kurzen, krausen Bartes tiefe Schwärze
macht
Die Dämmerung der Haut der Helle näher
scheinen.
Trotz nennt er Ehre, Kühnheit nennt er
Tapferkeit,
Und seinen Willen Recht. Er glaubt, in
jedem Streit
Beruhe nur auf ihm das ganze Glück der
Seinen.
An Ruhm und Wichtigkeit erkennt er keinen

Ihm Höheren, an Rang' und an Gewalt
nur Einen,
Den hohen Agramant. Auch diesem, seinem
Herrn,
Zollt er nur karg und steif der Ehrerbietung
Zeichen,
Und durch persönliche Verachtung rächt er
gern
Die harte Pflicht, ihm als Vasall zu weichen.
Im Maurenheere kam vor kurzem
Stordilan,
Ein Fürst aus Spanien, mit seiner Tochter an.
So wie die rege Wolke zart gebauter Mücken
Auf einen einz'gen Hauch des Nordes nie-
derfällt,
So fühlte jeder Sarazenenheld
Sein Herz von Doralizens Blicken
Versengt. Allein so bald es ruchbar ward,
Daß Rodomont und Mandrikard
Sich öffentlich um ihre Gunst bewarben,
So trat die schwächre Schaar, neugierig,
wen das Glück
Von beiden treffen werde, hoffnungslos
zurück.

Wie

Wie manchen Sieg erhielt, mit Dora-
lizens Farben
Bezeichnet, Rodomont! Wie manche Ritter
starben
Von des Verliebten Hand! Durch wie viel
Christenblut
Bewies er Doralizen seine Gluth!
Und auch mit wie verächtlichem und hohem
Blicke
Sah er auf Mandrikards unblut'gen Dienst
zurücke,
Der damahls seufzend in dem Zelte saß,
Und ob der Liebe Krieg und Ruhm vergaß!
Das ganze Heer der Sarazenen
Versprach dem Tapfern schon gewiß die Hand
der Schönen;
Allein der schlaue Chan der Tartarey,
Wohl wissend, daß mit stillem Fleiß, mit
süßem Schmachten
Und Küssen einer Dame mehr gedienet sey,
Als mit zehntausend Umgebrachten,
Ließ sich durch keine Reden, keinen Schein
In seinem heimlichen Entwurfe stören,
Ließ Rodomonten seine Siegeskränze mehren,
Und

Und schlich indessen sich bey Doralizen ein,
Warf brennend sich vor ihre Füße,
Und bat und schwur, und wagte schwach
verwehrte Küsse.
Und meiner Meinung nach ging dieser aufs
Gewisse.

Nun traf es sich, daß beide sich zu glei-
cher Zeit,
Und mit gleichseit'ger Sicherheit
Zum Vater hinbegaben, ihm ihr Herz er-
klärten,
Und seiner Tochter Hand begehrten.
Mit bitterm Hohn und stolzer Art
Sah den verwegnen Mandrikard
Der Afrikaner an, verwies ihm sein Er-
kühnen,
Und hieß ihn feiger Memmen Töchtern
dienen.
Mit kälterm Blute, mindrer Eitelkeit,
Gesetzter Zuversicht und Unerschrockenheit
Hieß Mandrikard hinwieder Rodomonten
schweigen,
Und trug sich an, ihm in besonderm Streit
Sein Recht auf eines Helden Kind zu zeigen.

Der

Der Vorschlag wird genehmigt. Jede
Rechte fährt
Schon an das Heft, und reißt das helle
Schwert
Zur Hälfte schon aus der bestählten Scheide.
Der gute Stordilan tritt bittend zwischen
beide,
Beschwöret ihren Zorn zu ruhn,
Und Agramanten läßt er schnell zu wissen
thun,
Was für ein großer Zwist in seinem Zelte
brenne,
Den nur sein Ansehn stillen könne.
Der König eilt herbey, besänftigt jeden Geist
Zuerst durch Lob und Hoffnung; überweist
Darauf die Zänker von der Thorheit dieses
Krieges,
Der durch das Ungefähr des Sieges
Der Schönen keine Wahl erlaubt,
Ihn aber eines seiner Tapfersten beraubt.
Zuletzt befiehlt er, als ihr Oberhaupt,
Daß beide sich durch einen Eid verpflichten,
Nach Doralizens Willen sich zu richten.
Und schnell sind sie dazu bereit.

In

In seines Königs Hand schwur jeder einen
Eid,
Daß, wen nun auch die Wahl des Fräuleins
treffen sollte,
Der andre, sonder weitern Anspruch auf die
Schlacht,
Sich seiner Hoffnung in Geduld begeben
wollte.
Die junge Schöne wird herbeygebracht;
Sie steht, umringt von einem neubegier'gen
Schwarme.
Ein enges Kleid gesteht den schönen Wuchs
der Arme,
Des Leibes und der Brust. Die Hände tief
gefügt,
Das Kinn dem Busen nah, mit scham-
erhitzten Wangen,
Mit Blicken, die bescheiden an der Erde
hangen,
In denen aber doch verbißnes Lächeln siegt,
Hört sie den Vortrag Agramants, und
schweiget.
Von beiden Seiten naht sich ihr das
Freyerpaar,

Und

Und jeder reichet ihr die Hand, erwartend, dar.
Nach einem kurzen Zaudern, steiget
Der scheue Blick empor; als wählend flieget er
Ein Weilchen zwischen beiden hin und her,
Bis er sich in des Tartars heißen Blick versenket,
Dem sie zugleich beschämt die kleine Rechte schenket.

Dem Hirten gleich, wenn ihn bey hellem Horizont
Ein unversehner Donnerknall erschüttert,
Und sein erschlagnes Lamm vor seinen Füßen zittert,
Steht der erstaunte Rodomont.
Dem Schrecken folget Zorn, und tiefer Schmerz der Schande.
Ungültig, ungerecht schilt er die Wahl,
Fährt mit der Faust an seinen Stahl,
Uneingedenk der heil'gen Bande
Des Eides. In des Königs Gegenwart
Spricht er: Mein Schicksal kann mein Schwert allein bestimmen,
Und nicht ein leichtes Weib, geneigter stets zum Schlimmen.

Wie

Wie du begehrst, so sey's! erwiedert Mandrikard,
Auch er von Zorne heiß. Aufs neue schweben
Itzt beide, fortgerafft vom Sturme rascher Wuth,
Dem sie die vollen Segel übergeben,
Weit von dem Hafen wieder auf der hohen Fluth.
Doch Agramant, der sich zu Rodomonten kehret,
Des neuen Unrechts ihn belehret,
Ihm den gebrochnen Eid verweist,
Ihn sein Geboth verehren heißt,
Macht endlich daß sein Zorn die Segel streichet,
Und sein empörter Stolz gezwungen weichet.
Er stürzt durch die getrennte Menge fort,
Steht einmahl noch, das Zelt verlassend, stille,
Und schickt an Mandrikarden dieses Wort:
Dein sey das Weib! damit ich meinen Eid erfülle;

Doch einen neuen schwör' ich hier:
Nie focht' ich wieder in dem Heere,
Bis ich die Kränkung meiner Ehre
(Denn Schimpf zu dulden schwur ich nicht) an dir
Gerächt. Nach Süden hin entweich' ich; folge mir.
Dieß sagt er, eilet zum Quartier
Der Seinen, nimmt sein Roß, und mit ergrimmten Blicken
Ruft er: Zwey Knappen nur, sonst keiner folge mir!
Dann spornet er, und dreht dem Lager stolz den Rücken.
So trabt der traur'ge Stier, wenn er die junge Kuh
Dem Sieger überlassen müssen,
Fern von den fetten Triften, von besuchten Flüssen,
Einsamen Wäldern, öden Felsen zu,
Wo er der Echo Ruh durch lautes Brüllen störet,
Wo sich die Liebeswuth in grasses Toben kehret.

Der Tartar, dessen grobe Zärtlichkeit
Sich nur am gröberen Genuß erfreut,
Verschlinget schnell sein Glück, und eilt
nach wenig Tagen
Gesättigt fort, dem Gegner nachzujagen.
Auf diesem seinem Ritte war geschehn,
Was wir im vorigen Gesange schon gesehn,
Daß er von ungefähr des Grafen Schwert
gefunden,
Und den ihm nicht gewachsnen Hüter über-
wunden;
Nun suchet er im fortgesetzten Lauf,
Auf Rolands Klinge stolz, den Afrikaner auf.
Allein auf diesem Wege, den er itzt genom-
men,
Wird er ihm schwerlich zu Gesichte kommen;
Er glaubt, daß er am Ufer der Garonne sey,
Und Rodomont, der Rhone treu,
Folgt ihren Wellen, sieht von ihrem rechten
Strande
Zur Linken Wien und Avignon,
Durchreitet Nimes, Terraskon,
(Den Sarazenen damahls unterworfne Lande)
Dringt in Provenze weiter fort,

Und findet an dem mahlerischen Ort,
Von dem man zu Marseillens tiefer Ebne
steiget,
Und wo dem Blicke sich das Meer am ersten
zeiget,
Ein Kirchlein und ein Kloster, dessen bange
Schaar
Vor kurzer Zeit entflohen war.
Hier nistet er sich ein, zerstöret
Altäre, Bilder; was zum heil'gen Dienst
gehöret
Entweihet er; berauschet sich am Opferwein,
Und räumet den Ornat zum Schmuck den
Knappen ein.
Das Kloster wird zum Räuberschlosse,
Und in der Kirche stehn die Rosse.
So lange will er hier verziehn,
Bis Mandrikard erscheint, und täglich sucht
er ihn,
Früh, spät, und fern und nah. Mit bitterm
Groll und Hasse
Verfolgt er auch das ganze weibliche Ge-
schlecht,
Raubt alle Frauen von der Straße,
Entehrt

Entehrt sie mit Gewalt, und rächt
Nach der gestillten Lust mit Schlägen, Hohn
und Tritten
An den Unschuldigen den Schimpf, den er
erlitten.
Unangefochten läßt er auch die Männer nicht,
Zwingt sie, die Formel seines Fluches anzu-
hören,
Und allen Weibern steten Haß zu schwören.
(Durchaus das Gegentheil der doppeln Rit-
terpflicht:
Der Kirche mit dem Schwert zu nützen,
Der Damen Ehre zu beschützen.)
Im Walde schreyt er oft allein und laut:
O Weiber! Gegensatz der Treue!
Wer auf die Dauer eurer Liebe baut,
Wird ein gewisser Raub der Reue.
Nicht langer Dienst, nicht hoher Muth,
Nicht sichre Proben heißer Gluth
Vermögen eines Weibes Herz zu binden.
Sey groß, sey schön an Geist und Leib:
Sie wechselt doch. Willst du die Ursach
finden?
Nur eine gibts: Sie ist ein Weib.

Ja, lasterhafte Zucht! ja, Fünftheil alles
Bösen!
Dich schufen Gott und die Natur
Zur steten Qual des Mannes nur;
Denn einsam wär' er zu beglückt gewesen.
Zwar Feinde gnug umringten ihn:
War nicht der Wald voll Bären? nicht der
Sumpf voll Schlangen?
War nicht in Lüften Ungeziefer aufgehangen?
War mit dem Weizen nicht der Schierling
aufgegangen?
Doch alles wäre noch nicht Plage gnug für
ihn,
Wenn er nicht selbst in seinem Bette
Ein Uebel, grösser noch als alle diese, hätte.
Natur! an weisen Mitteln bist du sonst so
reich!
War denn kein andrer Weg uns auf die
Welt zu bringen,
Als durch des Weibes Schooß zu dringen?
Und konnten wir nicht, edlen Früchten gleich,
Durch Pflanzung oder Saat entspringen?
Ach! hätten wir mit Frauen nichts gemein,
So wären wir von tausend Mängeln rein.

Doch seyd nicht stolz darauf, daß ihr den
Mann gebäret!
Ein Dornstrauch bringt die Ros' hervor,
Die reine Lilje steigt aus ekelm Kraut empor;
Und alles was uns euer Blut gewähret,
Sind eure Laster: Hoffart, Undank, Grausamkeit,
Verleumdung, Leichtsinn, Lügen, Lüsternheit.
Geschaffen seyd ihr nur zur Pest der ganzen
Erde,
Und daß des Mannes Herz durch euch vergiftet werde.

So fluchend, so verleumdend saß der
Maure da,
Als er an eines bärt'gen Bruders Seite
Ein Frauenzimmer (seine schon ersehne Beute)
Und einen schwarz beladnen Klepper kommen sah.
Der Eremit und Bella kamen von Valenze;
Da hatten sie den theuren Leichnam des
Zerbin
Mit Balsam aufbewahrt, und eilten durch
Provenze
Nunmehr nach einem Kloster bey Marseille
hin.

Ein längst verstorbner Herr des Landes
Erbaute dieses Stift für Damen hohen
Standes.
Mit bleichen Wangen kömmt die schöne
Bella zwar,
Mit tief gesenktem Haupt und ungeflochtnem
Haar,
Das Aug' erhitzt von steten Zähren,
Die Brust erschöpft, die Luft umher
Mit Seufzern füllend, und was noch für
Zeichen mehr
Ein Leben voller Harm erklären.
Allein auch so tritt Bella schön gebaut einher,
Und unter der Betrübniß sanftem Schleyer
Ist der gedämpfte Reiz, der Schmachtung
lindes Feuer
Nur rührender und nur unwiderstehlicher.
Auch wirkt ihr Anblick auf des Sarazenen
Brust
So schnell, erweckt in ihr so zärtliche Be-
gierde,
Daß er die Schönen nun (im Grunde doch
die Zierde
Der Welt, der Männer Glück und Lust)
Nicht

Nicht weiter schmähen, nicht mehr hassen,
Noch kränken will; bereit, sein Herz nun-
mehr,
Von Doralizens Liebe leer,
Der zweyten, würdigern zu überlassen;
Indem am leichtesten, so wie sein Sprich-
wort sagt,
Ein Nagel einen andern jagt.
So freundlich als er kann tritt er der
Schönen
Entgegen, und in sanft gezwungnen Tönen
Befragt er sie, wohin sie gehe? was ihr Leid
Errege? wer sie sey? was dieser Klepper
trage?
Sie, voll unschuld'ger Sicherheit,
Erklärt ihm ihre ganze Lage:
Daß in der schwarzen Kiste der geliebte
Rest
Des Bräutigams verschlossen liege;
Daß sie nach einem Kloster sich verfüge,
Der Welt entrissen, durch Gelübde fest,
Ins künftige nur um Zerbinen
Zu weinen, und dem lieben Gott zu
dienen.

Der freche Rodomont (er glaubt an keinen
Gott;
Schrift, Glaube, Tugend sind sein Spott)
Verlacht den Vorsatz, nennt ihn Thorheit,
Raub und Sünde;
Vergleicht ihn mit dem Geize, der sich selbst
bestiehlt,
Der Erde seinen Schatz empfiehlt,
Damit ihn nicht, obgleich ihm unnütz, je-
mand finde.
Ja, spricht er, Löwen, Tieger, die ver-
schließe man,
Nicht aber was gefallen, was erfreuen kann.
Es hört der Eremit die ärgerliche Lehre
Mit Graus und Schauder an, und bang' ist
ihm dabey,
Daß Bella nicht, im wahren Glauben neu,
Zum alten Irrthum wiederkehre.
Er läßt daher dem frommen Eifer freyen
Lauf,
Und legt dem Mauren Kernbeweise vor und
Sprüche,
Tischt von den geistigen Gerichten seiner
Küche

Ein ganzes, reiches Gastmahl auf;
Doch er, ein roher Gaum, hat kaum die erste Schüssel
Berührt, so rümpft er schon den Rüssel.
Dieß aber stört den guten Bruder nicht;
Er setzt den unbequemen Unterricht
Hartnäckig fort, den oft sein Hörer unterbricht.
Der Heide sagt zuletzt, er könne nach Gefallen
Zurück nach seiner Zelle wallen,
Ihm werde seine Gegenwart zur Last.
Umsonst; er will sein Schäflein nicht verlassen.
Beym Barte kriegt ihn endlich Rodomont zu fassen,
Und rupft, so viel er Haare faßt,
Ihm aus. Noch schnackt der Mönch mit Einer kahlen Wange
Stets fort, und ruft des Heiden Wuth so dreist heraus,
Daß er ihn mit der Hand, als einer Schmiedezange

Beym Hals' ergreift, ihn dreymahl um den
Federstrauß
Des Helmes schwenkt, und ihn zu solcher
Höhe
Und Weite schleudert, daß ich ihn nicht
fallen sehe.
Was aus ihm wurde, weiß ich nicht.
Verschieden lautet der Bericht:
„Er hat sich, heißts, an einem Felsen so
zerschlagen,
„Daß man den Fuß vom Kopfe nicht er-
kannt. —
„Es hat ihn dieser Schwung bis in das Meer
getragen,
„Drey Meilen über festes Land;
„Dort ist der Märtyrer, so sehr er Sankt
Christophen
„Und andre Heiligen zu Hülfe rief, er-
soffen,
„Weil er das Schwimmen nicht verstand."
Noch andre sagen, (und dieß, will ich
hoffen,
Ist wahr,) indem er durch die Luft den Flug
gemacht,

Hab'

Hab' er vom Himmel irgend jemand ange-
troffen,
Der ihn nach einer fernen Insel hinge-
bracht. —
Nun gut! dort mag er meinetwegen ruhig
sitzen;
Mir kann er weiter nicht zu meinem Liede
nützen.
Der Maure, des verhaßten Redners
los,
Nimmt sich zusammen, kehret wieder zu der
blöden
Erschrocknen Schönen um, gießt ihr die
glattsten Reden,
Die größten Schwüre treuen Dienstes in
den Schooß;
Nennt sie mein Leben, meine Wonne,
Mein Herz, mein Täubchen, meine Sonne,
Und was für süße Nahmen mehr
Man Schönen gibt, wenn man sie liebet,
Die alle sagt er, ungeübet,
Und selbst erfunden, nach der Reihe her.
So zahm erzeigt er sich, so höflich und
gesittet,

Daß er um das, was er sonst unbehandelt
raubt,
Auch nicht einmahl von weitem bittet,
Von Dräuen, von Gewalt sich nicht ein
Wort erlaubt,
Und, weit gefehlt den Kern sogleich heraus-
zupicken,
Sich nicht einmahl erkühnt die Schale nur
zu drücken.
Er fühlt zum ersten Mahl, daß zärtlichen
Genuß
Freywillige Gestattung würzen muß,
Daß wir der Damen Herz zu Lieb' und
Küssen
Gemach und glimpflich vorbereiten müssen.
Nach seinem Sitze wird das Fräulein hin-
gebracht.
Hier steht, drey Tage lang, ihr alles zu
Gebothe.
Das Kirchlein wird geräumt und rein
gemacht,
Vor dem Altare ruht in einer Gruft der
Todte,
Und auf Gefälligkeit und Dienste nur bedacht,
Beweist

Beweist ihr Rodomont der neuen Liebe
Macht.
Sie aber, die sich doch ein Mäuschen in
der Pfote
Des Katers dünkt, und leicht erräth,
Nach welchem Zwecke dieses Zielen geht,
Lebt in der Furcht, und sinnet spät und frühe,
Wie sie sich unbefleckt aus dieser Falle ziehe.
Dieß merket Rodomont, und wird der eitlen
Mühe,
Der langen Tändeley, des schalen Seufzer-
spiels,
Und des ihm unnatürlichen Gefühls
Bald müde, folget wieder seinem alten
Hange
Zum Stolze, zum Befehl und Zwange,
Und meldet Bellen kurz und frey,
Daß er hiermit entschlossen sey,
In Gutem oder Bösem, binnen wenig Tagen
Der Minne Sold davon zu tragen.
Wer ist, der deinen Gram, o Bella,
schildern mag!
Elende! wie so Schlag auf Schlag
Befallen dich des Unglücks harte Streiche! —

Sie steigt um Mitternacht hinab zur theuren
Leiche,
Küßt ihr die dürre Hand, und heischet Rath
von ihr:
Zerbin! o warum folgt' ich dir
Nicht gleich im Tode nach? Warum ver-
bothst du mir,
Den doch gewissen Tod (den, länger mich
zu quälen,
Mein Schicksal nur verschiebt,) großmüthig
selbst zu wählen?
Du siehst, dieß Eine Mittel bleibt mir
nur,
Die dir gelobte Pflicht nicht zu verletzen, —
Der Tod. Verschwört sich aber die Natur
Mit meinen Feinden, meine Tage fort-
zusetzen,
Und bindet der Gehorsam mir
Die Hand: wer leistet der bedrängten
Ehre
Den einz'gen Dienst, durch den sie noch zu
retten wäre?
Wer tödtet mich? wer bringet mich zu dir?

So klagend lieget sie, durch ihren Gram
entkräftet,
Und auf den kalten Mund den heißen Mund
geheftet,
Als es ihr plötzlich bey der Lampe-Schein
(Es mag nun Phantasie, es mag, wie andre
lehren,
Ein unbegreifliches Verständniß seyn,
Wodurch entfernte Seelen sich erklären)
So scheint, als öffne sich Zerbins belebter
Blick,
Und lächle sanft, und senke sich in sich
zurück.
Sie sinket, zwischen Lust und Schrecken
unentschlossen,
Von beiden starr, mit Eis und Gluth zu-
gleich begossen.
Doch, wie der schnelle Blitz die tiefe Nacht
zerreißt,
So blitzet ein Gedanke durch den Geist
Der Schönen, der sich ihr unausgebildet
weist.
Der Flüchtling will zum zweyten Mahl
vorübereilen:

Sie faßt' ihn, zwingt ihn zum Verweilen,
Und prüft ihn, denkt ihn aus, und billigt
ihn,
Und dankt dem Geiste des Zerbin,
Der, sie umschwebend, ihr den klugen Rath
verliehn.
Des nächsten Morgens, da der Sa-
razene
Sich ihr mit neuem Drange naht,
Und von den Worten endlich zu der That
Zu schreiten denkt, spricht so zu ihm die
Schöne:
Laßt Ihr, o Herr, mich, meiner Ehre
sicher, gehn,
So sollt Ihr meinen Dank in einer Gabe
sehn,
Durch die Ihr Euch gewiß beglückter
schätzet,
Als wenn Ihr meiner Keuschheit zarten Flor
verletzet.
Wollt Ihr für ein Vergnügen, das so kurz
ergetzet,
Und dessen Ihr die Fülle habt,
Ein dauerhaftes, größres Glück entbehren?

Mit Reizen, meinen gleich, sind tausend noch begabt,
Doch meine Gabe kann Euch keine sonst gewähren,
Als ich. Ihr kennt doch Rolands Unverwundbarkeit?
Worauf kann wohl ein Krieger stolzer pochen,
Als auf dieß Glück? Wohlan! ich weiß den Saft zu kochen,
Der diese Festigkeit verleiht.
Ich weiß ein Kraut, im Gehen
Mit Euch hab' ich es hier dem Hause nah gesehen,
Das, wenn man es mit Rauten und mit Dost versetzt,
Mit Wasser, das man nur, wenn an gewissen Orten
Gewisse Sterne stehen, schöpfen muß, benetzt,
Und auf gewissem Feuer, mit gewissen Worten
Es sieben Stunden sieden läßt,

Und eine keusche Hand es dann zu Safte
preßt,
Den Körper fest macht, wider Stahl und
Feuer fest.
Nun seht, wie seltne Gunst der Himmel
Euch gewähret!
Die Sterne stehen gleich, wie es das Werk
begehret;
Das Kraut, das Holz ist nah, der Spruch
ist mir bekannt,
Und rein ist meine jungfräuliche Hand.
Wollt Ihr, so kann es heute noch geschehen,
Und heute noch sollt Ihr die Probe sehen.
Für eine Gabe von so seltnem Werth
Begehr' ich nur, daß Ihr mir schwört,
Mich an der Ehre nicht zu kränken,
Und mir die Freyheit bald zu schenken.
Der Maure, nun der heftigsten Begierde
voll,
Das herrliche Geheimniß zu erlangen,
Weiß nicht wie sanft genug er sich geberden
soll,
Die Schöne durch Verspruch und Freund-
lichkeit zu fangen.

Er spielet Ehrfurcht, schmeichelt, schwört,
Noch zehnmahl mehr, als sie begehrt.
Doch sein geheimer Plan ist weit davon
entfernet.
Verstellung nur und angenommner Schein
Soll diese Treue, dieß Enthalten seyn,
Bis er die Kunst von ihr gelernet;
Dann lacht er seines Eides in die Faust
hinein,
Wird sich alsdann gewaltsam ihres Kusses
freun,
Und beides, Herr der Schönen und der
Salbe seyn.
Pflicht, Treue, Redlichkeit hält der Geselle
Für Thorheit, fürchtet weder Gott noch
Hölle,
Und in der ganzen lügenhaften Barbarey
Kömmt keiner ihm an Falschheit bey.
Zwar merket Bella wohl was er ihr zube-
reitet,
Doch sicher, daß ihm ihre List die Zeit
Nicht lassen wird, geht sie, von ihm be-
gleitet,

(Denn nie verläßt er sie) durchsucht mit
Emsigkeit
Den nahen Wald, die Thäler und die
Höhlen,
Das nöth'ge Holz, die nöth'gen Pflanzen
auszuwählen.
Erst spät und schwer beladen suchen sie das
Haus.
Gleich setzet Bella sich zu dem entflammten
Herde,
Setzt einen Kessel auf, liest ihre Kräuter
aus,
Und sorget, daß das Werk genau betrieben
werde.
Es dehnet sich tief in die Nacht.
Der Maure, der bey ihr mit seinen Knappen
wacht,
Durch Spiel die Zeit verkürzt, und an dem
Feuer sitzet,
Fühlt in der ersten Stunde seinen Gaum
Durch nahe Gluth und engen Raum
So trocken und zu solchem Durst erhitzet,
Daß er vom besten Wein begehrt,

(Die

(Die Seinen hatten jüngst zwey tücht'ge
Tonnen
Gewissen Marketendern abgewonnen)
Und dessen Eine Flasche nach der andern
leert.
Den Wein versagen ihm zwar Mahomets
Befehle,
Auch trinkt er ihn nur selten und allein;
Doch desto süßer schmeckt er seiner Kehle,
Und desto leichter nimmt er ihn mit Schwin-
del ein.
Schon glüht er, sieht schon doppelt, sieht
das Haus sich drehen,
Spricht fieberhaft, und wankt im Gehen.
Die kluge Bella wählet diesen Augenblick,
Nimmt ihren Kessel von der Gluth zurück,
Läßt den verdickten Saft durch feine Lein-
wand fließen,
Und gibt ihn den bestellten Flaschen zu ver-
schließen.
Wohlan! die Arbeit ist gethan,
Fängt sie darauf zu Rodomonten freu-
dig an;
Nun liegt es noch an dem Versuche.

Damit Ihr seht, daß dem Verspruche
Die Probe gleicht, daß ich der Wirkung
sicher bin,
Und daß ich Euch durch keine List beschleiche,
Nicht etwan Gift für Balsam reiche:
Seht! meinen eignen Hals geb' ich zur
Probe hin.
Laßt mich aus einer dieser Flaschen
Mir dreymahl nur die Brust, den Nacken
dreymahl waschen,
Dann schärft und schwinget Euer Schwert,
Und seht, ob mir es nur ein Haar versehrt.
Sie geht, und kömmt gebähet wieder,
Kniet vor dem tollen Mauren nieder,
Und streckt den bloßen Hals, den Streich
erwartend, dar.
Leichtgläubig von Natur, leichtgläubiger
vom Weine,
Unwissend was er thut, traut er dem Zau-
berscheine,
Und weit von dem Gedanken einiger
Gefahr,
Faßt er das Schwert und zielt, und so
genau gelinget

Der

Der Schlag, daß Bellens Haupt vom weißen
Halse springet;
Drey Sätze hüpfend rollt es hin,
Und ganz vernehmlich ruft es noch: Zerbin!
Zerbinen ruft sie noch, durch dessen Rath
gebunden,
Sie diesen neuen Weg ihm nachzuziehn
gefunden.
O Seele! der die Keuschheit, die Beständigkeit,
(Kaum noch dem Nahmen nach bekannt zu
dieser Zeit)
Verknüpft mit einer frühen Bahre,
Doch lieber war, als Leben, als die grünen
Jahre,
Zieh, sel'ge, schöne Seele! zieh im Frieden
hin!
O! könnt' ich meinen Liedern gleiche Stärke
geben
Mit jenen, die Achills und Hektors Ruhm
erheben,
O! wie so feurig wollt' ich mich bemühn,
Der spätsten Folgezeit dein Lob zu übergeben!

Zieh hin im Frieden! dich erwartet dein
Zerbin.
Dort lieb' ihn ewig, in den seligen Gefilden.
Und o! daß junge Schönen künftighin
Hienieden sich nach deinem Muster bilden!
Mit dummer Unempfindlichkeit
Stiert nach dem Schlage lange Zeit
Der trunkne Blick des Sarazenen
Auf den dahin gesunknen Rumpf der
Schönen.
Ihn ärgert die mißlungne Festigkeit.
Kaum aber hat der Schlaf des Weines
Dampf zerstreuet,
So fühlt er seine Thorheit, ihre List und
Treue,
Und überläßt sich später Reue.
Verworfner! fängt er zu sich selber an,
Verworfner! was hast du gethan?
Vielleicht das einzige getreue Weib auf
Erden
Hast du, hartherziger, so sehr gequält,
Daß sie statt deiner sich den Tod gewählt;
Und nun mußt du so gar ihr Mörder wer=
den!

Seht doch, wie weit ein Weib die Liebe
treiben kann!
Zu viel, zu hoch für mich! Ein Weib! wo
lebt der Mann,
Der thäte, was dieß Weib gethan?
Nein, ich erkenn' es, solch ein Herz zu
rühren
War ich nicht werth. Vergib, o schöner
Schatten, mir
Den schwarzen Plan dich von der Tugend
abzuführen!
Vergib! Dich zu versöhnen will ich dir
Dein und des Liebsten Grab mit einem
Denkmahl zieren,
Bey dem die prächtigsten den Preis der
Pracht verlieren.
Aus Spanien und aus der Barbarey
Schifft man auf seinen Wink den edlen
Stoff herbey;
Und Künstler aller Art, aus Westen und
aus Süden,
Sind zu dem Werke hinbeschieden.
Das Grabmahl wird von Marmor auf-
gebaut,

Den der zu reichen Säulen, der zu Bildern
haut.
Dem goldnen Sarge wird die aufgeles'ne
Braut
Sammt ihrem Liebsten anvertraut,
Und eine Grabschrift gibt dem Wanderer
zu lesen:
Der Spiegel treuer Gluth sey dieses Paar
gewesen.

Nach=

Nachtrag
drey kleiner
Erzählungen.

Pluto und Proserpina.

Als Ceres auf dem Drachenwagen,
Die Fackel in der Hand,
So manches Land
Umsonst durchrannt,
Und nirgends ihre Tochter fand,
Stieg sie zum Jupiter, und trug ihm ihre
Klagen
Mit Thränen vor: Ist es erlaubt,
O Zevs! daß mir der Gott der Hölle
Von meiner Schwelle
Mein Kind, mein einzig Glück, mein Proserpinchen raubt?
Ich fodre Recht; und kann ichs nicht erhalten,
So will ich auch mein Amt nicht mehr
verwalten,
So mag die Saat der ganzen Welt zu
Grunde gehn.

Gott Jupiter versetzt ihr mit besorgtem
Blicke:
Gern möcht' ich dir was du verlangest zugestehn;

Allein

Allein es ist nicht leicht. Du kennst des
Bruders Mücke:
Der eigensinnigste Gesell der ganzen Welt,
Der fest hält, was er einmahl hält.
Doch wäre nicht ein Weg euch gütlich zu
vertragen?
Gesetzt, du ließest ihm dein Kind ein halbes
Jahr,
Sechs Monde ließ' er es dann wieder dir:
nicht wahr?
Dann hättest du dich über nichts mehr zu
beklagen.
Dieß geht die Mutter ein. Merkur wird
abgesandt,
Der schwarzen Majestät das Urtheil an-
zusagen.
Er fliegt mit sechsen, und erreicht das
finstre Land,
Und meldet, was ihm Zevs und Ceres
aufgetragen.
Was untersteht sich Jupiter?
Fängt Pluto zornig an: ist er der Hölle
Herr?
Was hab' ich hier nach ihm zu fragen?
Sieh

Sieh Proserpinen an! ist dieses ein Gesicht,
Das man sechs Monde lang im Jahre missen könnte?
Geh zu dem Bruder hin, und sag' ihm, ich mißgönnte
Ihm seine Danaen und seine Leden nicht;
Doch wollt' auch ich nach meinem Sinne lieben.

Vergeblich ist der Widerstand,
Erwiedert ihm Merkur, schon hat der Parzen Hand
Den Spruch unwiderruflich unterschrieben.
Der Höllengott erblaßt. „Die Parzen? bittre Pein!
„Sechs Monde werden mir kaum eine Stunde seyn.“
So laß uns denn, spricht er zu Proserpinen,
Der kurzen Zeit uns wohl bedienen!
Die Hälfte, die man missen muß,
Vergüte doppelter Genuß!
Kein Augenblick sey ohne Kuß!

Man merke sich: es schleichet in der Hölle
Kein Stern von der zu jener Stelle;
Dort ist kein Tag und keine Zeit,
Nur Dämmerung und Ewigkeit.

Dem Höllengott ist wohl bey seinem Spiele;
Doch immer fürchtet er, es nahe sich dem Ziele.
Itzt schickt er nach der Oberwelt,
Daß man sich um die Zeit befrage.
Wie freut ihn der Bericht, den er zurück erhält,
Es seyen noch nicht vierzehn Tage!
„Ists möglich? Ja! das macht,
„Hier wechseln niemahls Tag und Nacht. —
„Sechs Monde sind doch nicht so kurz, als ich gedacht."
Bald sitzt er wieder, gähnt in seinem Sorgenstuhle,
(Es scheint daß Proserpine zwar
Zum Küssen trefflich gut, doch arm an Witze war,)

Schickt endlich einen neuen Bothen aus dem Pfuhle,
Und glaubt, nun müßten es vier volle Monde seyn. —
„Ey was? kaum sieben Wochen? nein!
„Das kann nicht möglich seyn;
„Ich kann mich ja des Tages kaum besinnen,
„An dem ich sie geraubt. — Geh nur zu Joven hin,
„Und sag' ihm dieß: Aus Höflichkeit für ihn
„Mag Ceres dieses Mahl den Rest der Zeit gewinnen,
„Die mir gehört." — Der Bothe bringt Bericht
Von Joven, dieses gehe nicht;
Man müsse Punkt für Punkt der Parzen Spruch erfüllen.
Und Pluto: Seht mir nur um aller Götter Willen
Den Eigensinn! Ich will sie länger nicht;
Und damit gut.

Fürwahr! wird mancher Gatte
sagen,
Dieß war zu grob. Was heißen denn vier
Monde noch?
Die lassen sich ja wohl ertragen.
Wir Männer sehen gar kein End', und
warten doch.

Das Madrigal.

Was thut ein Kaiser nicht, die Zeit sich
zu vertreiben?
In China war ein Kaiser, der einmahl
Besondre Lust bekam in Versen was zu
schreiben.
Ein kleines Lied, ein Ding von einem Ma-
drigal
War die Geburt; doch mager, schwach und
kahl.
Allein der Kaiser war nicht wie wir andern
Dichter;
Das Reimen war bey ihm noch keine Sucht,
Und unverliebt in seine Frucht,
War er sich selbst der allerkältste Richter.
Er fühlte wohl, sein Stück sey von Gedan-
ken leer;
Auch las er es den Günstlingen halb lachend
her.
Itzt geht ein alter Mandarin vorüber;
Der Kaiser ruft ihn: „Du, mein Lieber,
„Bist, wie ich weiß, ein Freund von Versen.
Lies einmahl,

„Ich bitte dich, dieß Madrigal.
„Seit dem man weiß, daß ich zum Spaße
„Mir nun und dann ein Verschen lesen
lasse,
„Werd' ich fast Tag für Tag mit Reimerey
geplagt.
„Doch wirklich, unter uns gesagt,
„Hat mir, so viel ich noch Gedichte sah,
von allen
„Dieß hier am wenigsten gefallen.
„Nimm nur und lies." Der Höfling,
welcher sich
Der Falle nicht versieht, liest, kräuselt oft
die Stirne,
Rümpft oft den Mund. — Nun? spricht der
Fürst, betrog ich mich?
Fehlt es dem Dichter nicht an Hirne?
Nicht wahr? das Madrigal ist platt,
Und der nicht recht gescheidt, der es ge-
schrieben hat.
„Unmöglich kann man besser richten,
„Als Ihro Maj stät, gleichwie
„Von allen Dingen sonst, so von der Poesie.
„Man kann nichts schlechteres erdichten,
„Als

„Als dieses Madrigal. Höchst elend und
gemein!
„Kein Wort, in dem ein Einfall stecket!
„Wahrhaftig! wer es ausgehecket,
„Mag mir ein rechter Pinsel seyn!"
Der Kaiser spricht: Mich freuts, ein
Urtheil zu vernehmen,
Das du so redlich und so frey gedacht,
Und ich so rein von dir herausgebracht.
Zwar sollt' ich billig mich des Urtheils wegen
schämen,
Denn leider! hab' ich selbst das dumme
Ding gemacht.
„Du? — Himmel, welch ein Streich! —
O! gib mirs doch zurücke!
„Ich las es nur mit flücht'gem Blicke."
Nein, spricht der Kaiser, nein!
Dein zweytes Urtheil möchte nicht so redlich
seyn.
Und nun, ihr Könige! wißt ihr, was
die Geschichte,
Die ich erzähle, nicht erdichte,
Für einen Rath für euch enthält?
Wollt ihr erfahren, was die Welt

Von euch und euren Thaten hält,
So seyd so klug, es nicht zu sagen,
Daß ihr das Madrigal gemacht.

„Doch welcher König wird es wagen,
„Daß man ihm in die Augen lacht?"

Ich weiß es; aber welchen König
Hat auch das Schmeicheln nicht ein wenig
Um seinen Mutterwitz gebracht?

Der Dichter.

Mit einem Trauerspiel im leichten Mantelsacke,
Traf aus Lyon ein Dichter in der Hauptstadt ein,
Und hoffte da bey Leuten von Geschmacke
Gar bald beliebt, und bald auch reich zu seyn.
Nach langem Zögern, langem Widerstande
Der stolzen Histrionenbande,
Theilt man die Rollen aus. Der Tag wird fest gesetzt;
Er kömmt; der Vorhang steigt; man gähnt, und pfeift zuletzt.
O! welch ein Donnerschlag in unsers Dichters Ohren!
Zeit, Mühe, Reise, Hoffnung, alles ist verloren.
Er wirft die ganze lange Nacht
Sich schlaflos hin und her. „Wer hätte dieß gedacht?
„Mein Stück — Racine selbst hat nie so warm gedichtet —
„Wird ausgezischt, und ich verhöhnt, vernichtet!
„Und dieß sind Kenner? großer Gott!

„Und dieses Affenvolk vertheilet Lob und
Spott?
„Mir sollten itzt auf allen Seiten
„Bewunderer im Wege stehn,
„Die Schönen sollten eifern mich zu sehn,
„Die Großen mich zur Tafel bitten:
„Statt dessen muß ich, dunkel, ungenannt,
„(Noch allzuglücklich, wenn nur unbekannt)
„Umher mit leerem Magen ziehen,
„Und selbst den Anblick derer, die mich
kennen, fliehen,
„So gar mein Haus; denn ach! wie würde mich
„Ein höhnischer Besuch, ein bittrer Trost
betrüben!"
Dieß denkend, rafft er plötzlich sich
Vom Lager auf, geht aus, rennt, als ver-
folgt von Dieben,
Vors Thor, verliert sich tief in einen öden
Gang,
Und irrt da sieben Stunden lang.
Ermüdet, hungrig kehrt er endlich wieder
Zu der verhaßten Stadt. Doch die er-
schöpften Glieder
Versagen ihm den ganzen langen Weg zu thun.
Schwer-

Schwermüthig setzt er sich, um auszuruhn,
Auf einen breiten Eckstein nieder,
Mit eingedrücktem Hute blickt
Er auf die Leute, die vorübergehen.
Ein Greis bleibt an der Ecke stehen,
Der sich mit bloßem Haupt tief bis zur Erde bückt.
Der Dichter dankt ihm, sinnt und sinnt, wo er den Mann
Gesehn, und sinnt nichts aus. „Je nun! der gute Mann
„Sah mich für einen andern an."
Ein andrer kömmt und grüßt; er dankt aufs neue.
Es kommen zwanzig nach der Reihe,
Und drehn sich nach dem Eckstein um,
Und bücken sich voll Ernst und stumm.
Um sich die Mühe zu ersparen,
Mit seinem Hute stets hinauf, hinabzufahren,
Hält er ihn endlich in der Hand,
Und dankt den Grüßenden mit bloßem tiefem Nicken,
Und denkt: Ich schien mir unbekannt,
Und sieh, wie sie sich alle vor mir bücken!

Die

Die sinds, ich wollte wetten, die mein Trauerspiel
Mit Beyfall angesehn, und nun einander sagen,
Ich sey's. Welch ein Triumph! Bin ich noch zu beklagen,
Ich, der ich hier so vielen wohlgefiel?
Das gute Volk! Dieß, dieß sind meine Richter!
Das Pfeifen war Verschwörung eifersücht'ger Dichter,
Kabalen, weiter nichts. Kaum hat ers ausgedacht,
So kömmt ein Mann von großem Nahmen,
Ein Modemann, ein Autor gräßlich schöner Dramen,
Der Irreligion zu seinem Witze macht.
Er gehet steif vorbey, mit stolzem Blicke,
Und läßt den Deckel fest auf der Perücke.
Da haben wirs! so denket mein Poet:
Welch kleiner Neid! Der Thor! wenn hundert Hüte fliegen,
Was kann mir wohl an seinem Gruße liegen?
Ein altes Weib, das hinter jenem geht,
Bemerket seinen Stolz, und murmelt ihm im Rücken:

Der Igel! dünkt er sich zu vornehm, sich zu
bücken?
So schimpfend wirft die Alte gar
Sich auf die Kniee hin. Gerühret bis zur
Zähre,
Springt unser Dichter auf: Nein, nein, so
vieler Ehre
Bin ich nicht werth, und wenn ich auch
Apollo wäre.
Sie aufzuheben reicht er ihr die Rechte dar.
Sie widerstrebt, er zieht, und wird zugleich
gewahr,
Daß, durch den Zufall hergeführet,
Ein Landsmann bey ihm steht und lacht,
Und fragt, was er mit dieser Alten macht,
Die, taub, sich nicht vom Flecke rühret.
Mit frohem Autorstolze fängt der Dichter an
Ihm seinen Vorfall zu erzählen.
Sieh, spricht er, so verehrt, so betet man
In Galliens Athen erhabne Dichter an,
Was auch der Neid erfindet, sie zu quälen.
Mit schlauem Lächeln hört ihm jener zu,
Und spricht: Ein Zweifel bleibt mir nur,
den hebe du:

Sieh hinter dich! Gleich über jener Stelle,
Von welcher du des Volkes Ehrfurcht angesehn,
Steckt in der Mauer eine kleine Zelle,
In ihr ein Frauenbild, vor dem zwey Kerzen stehn;
Und irr' ich nicht, so flogen der Kapelle,
Nicht dir, die Grüße zu. Laut lachend sagt er dieß,
Und läuft davon. Versteinert bleibt der Dichter stehen.
Er weiß, daß in Paris
Dergleichen Mährchen gleich von Mund zu Munde gehen.
Dem neuen Zischen zu entgehen,
Schleicht er sich still davon,
Packt seinen Ränzel ein, fährt wieder nach Lyon,
Und läßt seit dieser Zeit kein Verschen von sich sehen.

Brief

Brief

an die

Gräfinn Schuwaloff,

geborne Gräfinn Soltikoff.

Wenn ich, o Gräfinn, Dir bloß im Ge-
spräch erkläre,
Wie sehr ich Dein Verdienst verehre,
So scheint mir jede Sprache mein,
So scheint Paris und Rom mein Vaterland
zu seyn;
Doch Deinen Preis in Blättern zu erheben,
Die länger als wir beide leben,
Heißt mich der väterliche Rhein
Den Witz zu Deutscher Rede wetzen,
Und sollte gleich Dein Lob Dir unverständ-
lich seyn.
Weit lieber will ich Dir mich selber übersetzen,
Als wagen, daß ein Lied, das Deinen Werth
besingt,
Gezwungen, fremd und dürftig klingt.
Den Nymphen Galliens hat schon die
Trefflichkeiten,
Mit denen Dich Natur und eigner Fleiß
geschmückt,
Und den Besitz, der ihn beglückt,
Dein witziger Gemahl in Liedern ausgedrückt,
Die mit Voltairens Liedern streiten *).

Auch

*) Einige französische Gedichte des Grafen sind theils durch die Merkure, theils durch Voltairens Lobsprüche bekannt.

Auch mein bescheidner Freund, der auf dem Helikon
Natur in Fabeln hüllt *), hat an der Seine schon
Durch ein Gedicht, das sanft, wie deine Rede, fließet,
Als Jovens Taube dich begrüßet;
Doch ein nicht unbeträchtlich Land
Zieht noch vom Jura sich bis an den Newastrand,
Worin man auch gern fühlt und denket.
So nenne denn der Elbe dich mein Kiel,
Dem Strom, an dessen Ufer Freundschaft und Gefühl
Die Wurzeln tiefer noch, als an der Rhone, senket.
Wenn ich das nie gesehne Bild
Der feinen Seviane, (die Dir im Kabinette
Die fleiß'gen Hände täglich füllt,)
Im Geiste mir zu mahlen hätte;
So fiele mir gewiß nicht ein,
Nach Zeuxis Art von mehrern Schönen
Vertheilte Reize zu entlehnen,
Und Eine Helena damit zu überstreun;

In

*) Unter den Fabeln des Herrn Lafermiere befindet sich eine, der Gräfinn gewidmet: Jupiter und die Taube.

In eignen Zügen, eignen Blicken
Und eigner Art sucht' ich den reinen Scherz,
Den klugen Witz, das zarte Herz,
Das sanfte Wesen auszudrücken.
Ich wäre, so wie sie, auf Beyfall nicht
bedacht,
Und schüfe mir ein Bild, für ihren Geist
gemacht.

So auch, wenn ein Apell Dich mir ent-
werfen sollte,
Und wenn sein ungeschickter Fleiß
Der Stirne Feld, des Auges Kreis,
Des Mundes Zug verbessern wollte;
So spräch ich: Weg mit deinem stummen
Angesicht!
Vielleicht, daß diese Formen einen Marmor
zieren;
Doch lebend, wie dein Urbild rühren
Kann diese Schönheit ewig nicht.
Was redet hier von Witz, von Güte,
Bescheidner Würde, zärtlichem Gemüthe?
Mit jedem Striche, der zur Wahrheit fehlt,
Ist eine Tugend ausgeblieben;
Denn alles ist an ihr für sie gewählt.
Nicht staunen sollen wir, Apell! wir sollen
lieben.

Du, Gräfinn, forschest gern in der
Natur
Des Herzens, des Gefühls, des Schönen.
So laß mich denn, mit leichten Zügen nur,
Verschiedne Punkte Dir erwähnen.
Oft hat genaue Schönheit nur die Kraft,
Auf kurze Zeit uns plötzlich zu entzünden;
Doch können fest und dauerhaft
Uns auch gewagte Züge binden,
Wenn sich die Spuren edler Eigenschaft
In den beredten Theilen finden.
Noch mehr. Ein Gegenstand, der kaum an
sich gefällt,
Dem kann ein süßes Angedenken,
Und ein Begriff, der sich ihm beygesellt,
Oft allen Werth der Schönheit schenken.
Dem zärtlichen Myrtill scheint seine dürft'ge
Flur
Der schönste Raum in der Natur;
Kein Bach ist ihrem Bache gleich zu
finden,
Und keine Linden ihren Linden:
Denn öfters hat des Baches helle Fluth
Um Chloens zarten Fuß gespielet;
Oft haben in des Sommers Gluth
Die Linden ihn und sie gekühlet.
Bologna hält mit eifersücht'ger Hut

Sinngedichte.

(1.)

Zueignung.

Hier ist mein Buch, Mäcen! ich überg eb'
es dir.
Viel ist es nicht; allein ich will auch nichts
dafür.

(2.)

Auf die Alten.

Was soll ich mir den Kopf zerbrechen,
Zu wissen, was die Alten sprechen!
Ich bin so gut, als sie gewesen.
Sie haben mich auch nicht gelesen.

(3.)

Der Arzt.

Wenn Uebel und Natur in Einem Körper
streiten,
So kömmt ein blinder Arzt und haut nach
beiden Seiten.
Wenn er das Uebel trifft, so stellt er wieder her,
Wenn die Natur, so tödtet er.

(4.)

(4.)

Auf einen schlechten Geiger.

Wenn Orpheus Hand die Saiten strich,
So hüpften, so bewegten sich
Der Wald, die Felsen und die Wogen;
Doch du bewegest nichts, als deinen Fidelbogen.

(5.)

Grabschrift auf Arabellen.

So viel Schönheit leben kann,
Lebt' in ihr,
So viel Tugend sterben kann,
Starb in ihr.

(6.)

Von den drey Fakultäten.

(Nach dem Owen.)

Ein Apfel unterwarf den Pfaffen meine Thaten,
Den Aerzten meinen Leib, mein Gut den Advokaten.

Den Pinsel noch verwahrt, den Carrasch
einst geführet;
Und jedem Wandrer wallt das Blut,
Wenn er den Lorber grüßt, der Marons
Urne zieret.

Das wahre Schöne der Natur und Kunst
Zielt nicht auf zauberischen Schrecken;
Es suchet dauerhafte Gunst
Und wachsendes Vergnügen zu erwecken.
Dem Reiz der Schönen ist der Reiz der
Bücher gleich.
Ein überraschend Werk, voll unversehner
Blitze,
An glänzenden und stolzen Worten reich,
Betäubet in der ersten Hitze;
Doch wenn der Zauber aufgehört,
Und zu des Taumels neuer Probe
Der kalte Leser wiederkehrt,
So fällt der leeren Sylben Werth,
So schämt er sich ob dem zu schnellen Lobe.
Wenn aber ein gesunder Saft
Sich in der klugen Schrift durch jedes Blatt
ergießet,
Wenn nun und dann ein Beywort voller
Kraft
Nicht sich zu zeigen strebt, als unentbehr-
lich fließet,

Wenn sich der Lehre stille Pracht
Auf Richtigkeit und Wahrheit gründet,
Und hier und dort, bescheiden angebracht,
Ein reiner Zierath steckt, den man erst langsam findet:
Dann blendet zwar des Lesers Blick
Das sanft erhellte Werk nicht gleich mit scharfem Strahle,
Doch öfters lockt es ihn zurück,
Und täglich sieht er es, und stets zum ersten Mahle.

Wenn die Natur, o Gräfinn, Dein Geschlecht
Berufen hat, durch Schönheit uns zu binden,
So hat es, zart gestimmt, vor unserm auch das Recht
Die Schönheit feiner zu empfinden;
Und Männer, die an Unterrichte reich,
Am Flakkus und Homer Geschmack und Urtheil wetzen,
Und die wir als Apolls Orakel schätzen,
Sind oft nur Kinder gegen euch.
Oft hört' ich in bestäubter Schule
Den seichten Lehrer auf dem Stuhle
Von Folianten eingesperrt,
Die Amtsperücke schief gezerrt,
Horazens Verse construiren,

Unglei-

Ungleiche Texte conferiren,
Die klaren Stellen commentiren,
Die dunkeln grausam violiren,
Was Sanadon, Minell und Heinse spricht,
In langen Reden emendiren,
Das Alterthum, die Nahmen expliciren,
Kurz alles, nur den Dichter nicht.
Doch wenn ich Dir in den belaubten Gängen
Des sorgefreyen Pargola *),
Bey meines Ariosts Gesängen
Zuweilen in das Auge sah,
So funkelte von Beyfall und Vergnügen
Dein treuer Blick bey jeden Zügen,
Um die sich Ariost, voll dichterischer Lust,
Im Schreiben selber Dank gewußt.

Ein Doktor in der Sittenlehr' und in den Rechten
Weiß von der Pflichten Unterscheid
Und der Kontrakte Gültigkeit
Nach seinem Daries zu fechten;
Wenn aber ein erhabner Muth
Gemeine Pflichten übersteiget,
Wenn er, statt sich rächen, Gutes thut,
Und menschliche Natur im schönsten Lichte zeiget:

*) Ein Landgut des Grafen am Finnischen Meerbusen.

Dann setzet der Pedant, zerlegt bestimmet kalt
Der Handlung Fall, die Theile, die Gestalt,
Und sinnt, verrückt aus seiner Sphäre,
In welch Kapitel sie gehöre.
Doch ohne Puffendorf, und ohne Wolfens Lehre,
Durch innre Regung aufgebracht,
Empfindest du der Tugend ganze Macht,
Und ehrest sie mit einer sanften Zähre.
Das höhere Gefühl, der ausgesuchte Fleiß,
Die feine Wendung edler Thaten,
Die nur ein edler Sinn zu schätzen weiß,
Erlernt sich nicht aus Regeln und Traktaten;
Und mehr als alle Bücher redet mir
Hiervon ein Wort, ein Blick von Dir.

(7.)

Das Lob.

Das Lob macht Gutes und macht Böses grösser.
Durch Beyfall wird der Gute besser,
Der Böse schlimmer, als zuvor,
Der Schlaue listiger, und dümmer noch der Thor.

(8.)

Der gute Rath.

Von vorne flieh ein schön Gesicht,
Von hinten trau dem Maulthier nicht,
Vermeide neben dir den Karren,
Von allen Seiten flieh den Narren.

(9.)

Till.

Till hat ein leeres Haupt, und immer geht sein Maul.
Am besten läuft ein unbeladner Gaul.

(10.)

Die Ehe.

Ich habe nun von allen Ehen
Die glücklichste, die friedlichste gesehen:
Den ganzen Morgen schläft der Mann,
Und wacht er auf, so fängt die Frau zu
schlafen an.

(11.)

Der Trost.

Lisette und Rosette.

Lisette.

Ach bittrer Schmerz! Weil ich Leandern
nicht geschenkt,
Was er verlangt, so hat er gestern sich
gehenkt.

Rosette.

Nu! weine nicht so sehr! Sieh, hätt'st du
ihm geschenkt,
Was er verlangt, so hätt' er morgen sich
gehenkt.

(12.)

Der Faule.

Für alles, was ich bey dem Grabe
Zum Leichenzuge nöthig habe,
(So sprach ein Sterbender) Herr Max,
was fodert Er?
„Vierhundert Thaler." — Wohl! hier hat
Er zwanzig mehr;
Doch daß ich mich mit nichts zu plagen habe.

(13.)

Der Wunsch.

Man wünschet nie den Tod, das Alter
wünscht man nur.
Das heißt: man wünscht die Krankheit ohne
Kur.

(14.)

An einen Höfling.

Bist du gut, so wirst du kleiner, aber besser;
Bist du schlimm, so wirst du ärger,
aber grösser.

(15.)

Elmire und der Mahler.

E. Um Gottes Willen, Herr! sind Sie wohl klug?
Dieß soll mein Mund seyn? dieß? ein solcher Rachen?
M. Madam, er gleichet; — doch man kann ihn kleiner machen. —
Was denken Sie? ist er so klein genug?
E. Noch etwas kleiner! — M. So? —
E. Noch etwas, sollt' ich meinen.
M. Madam befehlen nur, so mach' ich Ihnen keinen.

(16.)

Auf einen bösen Fürsten.

(Nach dem Rochester.)

Setzt Gott uns solche Brut zu Königen auf Erden,
So kann der Teufel auch noch sein Gesalbter werden.

(17.)

Das Wunder.

Ist das nicht wunderbar zu sehen?
Tills Haar ist grau im Bart, und dunkel auf der Stirn.
„Leicht ist das Wunder zu verstehen:
„Die Backen braucht er oft, und nie das Hirn.

(18.)

Der Schläfer.

Wer den ersten Wein gemacht,
Wer den ersten Pflug erdacht,
Wer die Lettern aufgebracht,
Wer die Leyer ausgedacht,
Wer uns jede Kunst gelehret,
Wird gleich einem Gott geehret;
Nur an den wird nie gedacht,
Der das erste Bett gemacht.

(19.)

Die Heurath.

A. und B.

A. Nimm eine Frau. B. Ich bleibe frey.
A. Allein, mein Freund, ich weiß dir eine,
Wie du sie brauchst. B. So gibt es keine.
A. Schön, wie der Tag. B. Gefahr dabey!
A. Kaum funfzehn. B. Desto schlimmer! A. Züchtig.
B. Grimasse! A. Zärtlich. B. Eifersüchtig!
A. Von altem Adel. B. Stolz! A. Ein treffliches Genie.
B. Ein Waschmaul! A. Hundert tausend baar. B. Ich nehme sie.

(20.)

Die Selbsterkenntniß.

(Nach dem Owen.)

Erkenne dich! wird Harpalus gelehrt.
Allein ist Harpalus wohl dieser Mühe werth?

(21.)
An Wilibalden.

Mit Unrecht klagst du, Wilibald,
Daß dein Gedicht so schnell veraltet sey;
Ein schlechtes Lied ist immer alt,
Ein gutes immer neu.

(22.)
Der Rath.

A. Sehn Sie mir die Schabracke da!
Sie kam von meinem Großpapa.
Der nahm sie einem Türk'schen Bassen ...
Wo war es doch? — bey Hohenloh.
Reich ist sie; doch zu alt. Soll ich sie
ändern lassen?
B. Nein! tragen Sie sie nur noch so.

(23.)
Die Kugel.

In einer durchgeschoßnen Lende
Hausirten der Chirurgen Hände.
Der arme Kranke bat und schrie:
Wann werdet ihr das Metzeln enden?

„Ja!

„Ja! wenn wir erst die Kugel fänden."
Zum Teufel! redet denn; da findet ihr
sie nie;
In meiner Tasche hab' ich sie.

(24.)

Auf die Alten.

Bring' ich was schönes an das Licht,
Gleich tritt ein Alter her, und spricht:
Freund! das hast du von mir genommen.
Ein Narr, wer nach euch Alten fragt;
Ihr hättet sollen nach mir kommen,
So hätt' ich es zuerst gesagt.

(25.)

An einen klugen Freund.

Zwey Dinge fürcht' ich: dir gefalle
Der Verse keiner, Baven alle.

8° S.

Nicolai

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolay, Ludwig Heinrich <<von>>,

Vermischte Gedichte

Bd.: 5. (1780). - [1] Bl., 212 S.

Berlin ; Stettin 1780

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 1177 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278670-5
VD18 15443892-001